



WERKMITTEILUNGEN

NUMMER 30

DEZEMBER 1957

STAHL- UND RÖHRENWERK REISHOLZ GMBH. DÜSSELDORF-REISHOLZ

Christkinds getreuer Knecht

Von grünen Tannen ganz umstellt,
Liegt still ein Haus am End der Welt.
Darinnen haust auf seine Art
Ein alter Mann mit langem Bart.
Wenn's Winter wird, da gibt's zu tun,
Da kann er nur am Abend ruhn.
Und wenn's die ersten Flocken schneit,
Da lächelt er: bald ist's so weit.
Und eines Abends schwebt ganz sacht
Ein Engel wieder durch die Nacht.
Er schwebt, umglänzt von goldenem
Schein

Aufs Häuschen zu und geht hinein.
„He, Alter“ — ruft er — „sei bereit;
Die Zeit ist da, es ist soweit!“
Der Engel aber, daß ihr's wißt,
Kein anderer als das Christkind ist.
Ihm dient der Alte treu und recht:
Knecht Ruprecht ist's, des Christkinds
Knecht!

Längst fertig sind die Sachen all,
Der Esel wartet schon im Stall.
Der gute Braue, dick vom Ruh'n,
Bekommt nun tüchtig was zu tun.
Zwei große Säcke bis zum Rand
Befüllt — — so geht's ins Menschenland.
Am nächsten Tag flopft's bei euch an.
Du kriegst' nen Schreck . . . :

Der Weihnachtsmann!

Emil Weber

Titelbild: Unser Titelbild zeigt die Nachbildung einer Kaminplatte (Eisenkunstguß), die von Formschneider Philipp Soldan im Jahre 1548 geschaffen wurde. Den Neuguß in verkleinertem Maßstab besorgte die Kunstgießerei Hirzenhain der Buderus'schen Eisenwerke Wetzlar, die diesen Spezialzweig des Eisengusses pflegt, nachdem ost- und mitteldeutsche Gießereien sich dieser Aufgabe nicht mehr annehmen können.

Sibylle von Cles-Reden

Weihnachten in Deutschland: alle Mythen und Vorstellungen klingen an, die tiefer noch im Boden der Heimat wurzeln als das christliche Glaubensgut, mit dem sie sich in Jahrtausenden zu schöner Einheit verbanden. Durch den Lärm und die Dissonanzen des heutigen Lebens tönen längst vergessene Stimmen, plötzlich spricht wieder die einfache Seele des deutschen Volkes in Bräuchen und Sinnbildern zu uns. Sie spricht die gleiche Sprache im Osten und Westen unseres geteilten Vaterlandes. Hüben und drüben erglänzen Weihnachtsbäume, werden die gleichen vertrauten Lieder gesungen, hier wie dort liegt das Christkind in der Krippe, wandern Nikolaus und Weihnachtsmann durch die winterlichen Straßen.

Aller Zauber der Weihnachtszeit sammelt sich im Christbaum, in dem eines der ältesten Lebenssymbole germanischer Vorzeit neu erstanden ist. So groß war die Kraft dieses im Unbewußten des Volkes fortwirkenden Sinnbildes, daß es plötzlich in unserer Zeit wieder zum lebendigen Zeichen der höchsten Festtage des Jahres werden konnte. Einmal war der Baumkult den inmitten von großen Wäldern lebenden Germanen Dienst an der Gottheit, die im Rauschen der Wipfel zu ihnen sprach, und die immergrüne Weltesche Yggdrasill das Bild alles Lebens auf der Erde. Zur Wintersonnenwende, zum Anbruch der neuen Wachstumsperiode verbanden sich Baum-, Fruchtbarkeits- und Lichtkult. Im immergrünen, kerzenstrahlenden Tannenbaum gewinnen so die vergessenen Vorstellungen der germanischen Vorzeit noch einmal Gestalt. Als die Weihnachtsbäume im 17. Jahrhundert in den deutschen Familien Sitte wurden, empfand die Kirche dies zunächst folgerichtig als ein Zurücksinken in heidnischen Glauben, als „Gottes Wort störend“. Später aber übernahm sie den Christbaum, wie so viele andere sehr alte Vorstellungen, und gab ihm im Zeichen des Christentums neuen Sinn.

Deutsche Weihnacht in Ost und West

Der heute übliche Weihnachtsbaum, dessen Vorläufer schon Buschen aus Tannenzweigen „Weihnachtsboschen“ waren, stammt aus dem alemannischen Gebiet. Von dort aus eroberte er allmählich ganz Deutschland. Das erste dichterische Zeugnis, das ihn als Christbaum besingt, finden wir im „Werther“, als Lotte die Christgeschenke für die kleinen Geschwister zurechtmacht: „Er (Werther) redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden und von den Zeiten, da einen die unerwartete Öffnung der Tür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachlichtern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesische Entzückung setzte.“ Goethe hatte den Weihnachtsbaum in Leipzig gesehen; in der Frankfurter Gegend scheint er damals noch nicht bekannt gewesen zu sein. Von Sachsen wanderte er nach dem Erzgebirge und Schlesien. Dort besaß man in den „Weihnachtspyramiden“ schon Ähnliches und stilisierte ihn später auch noch zum eigenartigen Drehlichterbaum.

Wie in dem das Jesuskind in der Krippe überschattenden Christbaum mischt sich Heidnisches und Christliches auch in vielen heimatlichen Bräuchen, die sich vor allem bei der Landbevölkerung gehalten haben. Neben dem in fast dem ganzen katholischen Deutschland üblichen „Aussegnen“ von Haus und Stall durch den vom weihräuchernden Ministranten begleiteten Priester und dem Bezeichnen der Türen mit drei Kreidekreuzen und den Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige gibt es auch vielerlei Zauberriten. Auch sie sollen, wie das Aussegnen, Krankheit, böse Geister und Unheil bannen und Segen herabziehen. Der Bauer in Schlesien legt um die Wintersonnenwende dem Vieh Messer oder andere scharfe Gegenstände in die Krippen, um Hexen abzuwehren, und trommelt nächtlicherweise im Haus, damit es das ganze Jahr von Mäusen frei bleibe. Die Bäuerin geht in den Rauhnächten zwischen Weihnacht und Dreikönig in den Stall, gibt dem Vieh Salz, bläst ihm in die Nasenlöcher und



schlägt das Kreuz über ihm. Durch diese magischen Handlungen sollen die Tiere fruchtbar werden und von Seuchen und Unfällen verschont bleiben. Der Müller aber wirft um diese Zeit dem Wassermann Speisen in den Bach, um ihn gut zu stimmen. Verwandtes ländliches Brauchtum gibt es auch in Westdeutschland. Auch dort bekommt das Vieh geweihtes Salz, und man bringt kleine Votivtiere in die Kirche, um sie stellvertretend segnen zu lassen. In den Alpengebieten glaubt man, daß die Tiere in den Rauh Nächten reden und sogar weissagen könnten.

Der Glanz des deutschen Weihnachtsfestes wäre nicht vollständig ohne das vielfältige Backwerk: die zuckerschimmernden Sterne, die bunten Lebkuchen und zahllosen Figuren, die oft in alten, seit Generationen vererbten Holzmodellen ausgeformt werden. Jede Gegend hat ihre besonderen Spezialitäten. Da gibt es die Schwarzwälder „Weihnachtsbrötchen“, die Aachener Prinzen, den Spekulatius, die Nürnberger Lebkuchen, den Lübecker Marzipan, die schlesischen Mohnsemmeln usw. Heute weiß man kaum noch, daß in vielen dieser Backwerkformen und Gebäckbroten alter kultischer Sinn verborgen ist.

Von besonderer Bedeutung ist der deutsche Christstollen in seinen vielerlei Formen. In Sachsen hat er z. B. die Gestalt eines Wickelkindes. Ihm wird vielfach von den Bauern glückbringende und sogar heilende Wirkung zugeschrieben. Deswegen soll man z. B. ein Stück Christstollen das ganze Jahr hindurch aufheben, und in Oldenburg legt man das Weihnachtsbrot vors Fenster, damit es den heilbringenden Tau der Christnacht auffange und dadurch doppelt wirksam werde. In Mecklenburg, Pommern und Ostpreußen mischt man Weihnachtsbrot unter das Viehfutter, um den Tieren Fruchtbarkeit und Gedeihen zu sichern. Im Badischen nimmt der Bauer etwas Brot in die Christmette mit und verteilt es dann an seine Hausgenossen.

Auch hinter dem weihnachtlichen Festessen steht mehr als nur die Freude an einem tüchtigen Schmaus. Der Bauer hofft, daß durch Analogiezauber die Fülle der Weihnachtstafel Fülle an den Gaben der Erde für das kommende Jahr bringen möge. Wenn er reichlich Speisen, die die Keime neuen Lebens enthalten wie Eier, Hülsenfrüchte usw. ißt, so drückt sich darin der Wunsch nach Mehrung des Feldertrages aus. Man-

cherorts glaubt man sogar, daß die Zahl der beim großen Schmaus verzehrten Hirsekörner sich günstig auf den Inhalt des Geldbeutels auswirke.

Die Vorstellung von der segenbringenden Fülle drückt sich auch in der Sitte des Beschenkens aus, einer magischen Handlung, die wiederum der Vermehrung des Gutes dienen soll, und die heute, ihres ursprünglichen Inhaltes entkleidet, noch als Geste der Liebe und Zuneigung fortlebt. Daß man sich in Deutschland gerade am Heiligen Abend zu Christi Geburt beschenkt, während dies in anderen Ländern am Nikolaus-tag, zu Neujahr oder zu Weihnachten üblich ist, mag vielleicht auf die alte Sitte, einem Neugeborenen Gaben darzubringen, zurückgehen.

Nicht nur die alten kultischen und magischen Handlungen, auch die göttlichen und dämonischen Gestalten der Vorzeit erscheinen in Ost- und Westdeutschland um Weihnachten noch einmal in mancherlei Verwandlungen. Der heilige Nikolaus, der heilige Martin, Knecht Rupprecht oder der Weihnachtsmann treten mit ihren meist unheimlichen Begleitern auf, in denen sich heidnisch-dämonische und christliche Vorstellungen seltsam mischen. Krampusse, „Pelznickel“ oder „Schwarzmärtel“ gehören zu den freundlichen Heiligen und verkörpern neben den guten gebenden auch die strafenden und furchterregenden Naturkräfte. Auch die alten weiblichen Gottheiten der Germanen tauchen teils als gütige, teils als böse Geisterwesen noch einmal auf. So erscheint die schöne segenbringende Berchta bei den alpenländischen Perchtenläufen mit den „häßlichen“ Perchten, die alle Attribute der auszutreibenden Mißwuchsdämonen zeigen. Im Erzgebirge aber lebt ihre Lichtgestalt in den weißgekleideten Figuren der „Weihnachtsbräute“ fort, die ihr Gegenstück in den bräutlich geschmückten weißen Eselsreiterinnen des Odenwaldes finden.

In der Fülle der Weihnachtsbräuche in Ost- und Westdeutschland spiegeln sich das Werden und Sein eines ganzen Volkes. Seine gemeinsamen geistigen Wurzeln, sein eigentliches Wesen und seine unlösbaren Bindungen werden sichtbar, die stärker sind als alle aufgezwungenen politischen Konstruktionen, tiefer reichen als alle weltanschaulichen Theorien. Was bleibt, ist die menschliche Gemeinschaft eines in Jahrtausenden zusammengewachsenen Volkes.

Ich möchte in den Werkmitteilungen etwas lesen über

irgendwelche Möglichkeiten der weiteren Ausbildung (Kurse usw.) durch unser Werk für angelernte Arbeiter.

O. N.

Unsere Antwort

Wir werden voraussichtlich im nächsten Heft, das in der ersten Dezemberhälfte erscheinen soll, einen Aufsatz bringen können, der diese Frage behandelt.

Kurt Urban, Abt. Ausbildungswesen

In dem Maße, in dem immer mehr „Apparatur“ in unseren Betrieben aufgestellt wird, indem also über das Fließband hinausgehende und sich selbst steuernde Transferstraßen die eigentliche Produktionsaufgabe übernehmen, wandeln sich in den Betrieben die Anforderungen, die an die einzelnen Arbeitskräfte gestellt werden müssen. Wenn das vorstehend skizzierte Bild vielleicht erst in späterer Zeit in unserem Werk Wirklichkeit werden könnte, so müssen wir uns heute schon mit den Problemen beschäftigen, die dann auf uns zukommen werden. Ein wichtiger Teil eben dieses Problems ist das Verhältnis vom Mensch zur Maschine.

Die Maschine hat in der Vergangenheit und wird in der Zukunft in noch weit aus stärkerem Maße dem Menschen die rein körperliche Arbeit abnehmen. Die Arbeitsweise der Arbeiter der Vergangenheit erfährt daher eine erhebliche Umwandlung: Er, der früher selbstschaffend den Werdegang des Erzeugnisses von Anfang bis Ende miterlebte und in dieser Tätigkeit seine berufliche Befriedigung fand, verrichtet heute nur Teilarbeiten in einem sehr stark gegliederten und arbeitsteilig durchgeführten Produktionsprozeß. Er wird in Zukunft, wenn die Entwicklung den erwartenden Verlauf nehmen sollte, kaum mehr körperliche Kräfte einsetzen können, sondern von ihm wird künftig fast ausschließlich konzentrierte Aufmerksamkeit, Kombinationsfähigkeit und technisches Schlußfolgern verlangt werden. Das bedeutet aber nicht mehr und nicht weniger, als daß der angelernte Arbeiter künftig den Platz des gegenwärtigen Facharbeiters einnehmen wird, während der Facharbeiter sich zum Spezialfacharbeiter entwickeln dürfte, dessen Aufgabe es sein wird, die Reparaturarbeiten und die Beseitigung von Störungen an dem mechanischen, hydraulischen oder elektro-technischen bzw. elektronischen Teil der automatisierten Anlage vorzunehmen. Ähnliche Umwandlungen werden sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch in den Büros vollziehen.

Die neuen Aufgaben, die dem angelernten Arbeiter zugewiesen werden, verlangen aber eine neue Einstellung des Arbeiters selbst zu seiner Arbeit und

Technische Entwicklung zwingt wieder auf die Schulbank

sie verlangen von der Gesamtheit der Schaffenden, die geeigneten Ausbildungsstätten zur Verfügung zu stellen, die dem angelernten Arbeiter geistige Anpassungsmöglichkeiten an die veränderte Technik zu bieten imstande sind.

Da Vergleiche stets mehr aussagen, als andere Erklärungen, sei hier ein Beispiel aus dem Fußball erwähnt: Fiel dem Arbeiter bisher die Aufgabe eines aktiv tätigen „Stürmers“ zu, der das Spielgeschehen entscheidend zu beeinflussen hatte, so obliegt ihm künftig die Aufgabe des abwartenden und nur passiv auf Reaktionen eingestellten „Torhüters“. Daß diese beiden Positionen nicht mit der gleichen „Technik“ gemeistert werden können, liegt auf der Hand, wie ja auch der Trainer einer Mannschaft nur bei der Verletzung des Torhüters diesen gegen einen Feldspieler notgedrungen austauscht.

Was von dem Arbeiter der Zukunft verlangt werden wird, der gegenwärtig als angelernter oder ungelerner Arbeiter beschäftigt ist, ist nicht so sehr ein tiefes Spezialwissen, weil die Verrichtungen, mit denen er betraut ist, ja nur kleinste Ausschnitte aus dem Gesamtfertigungsablauf umfassen (wofür eine kurze Einarbeitungszeit ausreicht). Es wird vielmehr in besonderem Maße darauf ankommen, dem Arbeiter eine möglichst breite Basis von Allgemeinwissen mit auf diesen Weg zu geben. Er muß damit ausgestattet sein, weil er nur so in die Lage versetzt wird, die technischen Grundlagen, das „Warum das so ist“, wie es gemacht wird, verstehen zu können. Es genügt ja nicht mehr, das äußere Geschehen mechanisch zu erfassen, sondern den gesamten Produktionsablauf an eben diesem Teilstück, an dem man selbst beschäftigt ist, auch in seiner abstrakten Wirkungsweise zu erkennen.

Eine weitere Überlegung spricht für ein gründliches fachliches Elementarwissen, nämlich die, daß künftig in stärkerem Maße als bisher mit der Aufgabe alter und der Aufnahme neuer Produktionen zu rechnen sein wird. Diese Tatsache verlangt aber nicht nur eine Arbeiterschaft, die gewillt ist, einen ständigen Wechsel des Arbeitsplatzes auf sich zu nehmen, sondern

darüber hinaus auf diesen ständigen Wechsel technisch und damit wissenschaftlich vorbereitet zu sein. Nur vielseitig einsetzbare Arbeitskräfte verhindern volkswirtschaftliche Störungen, die sich aus einer Arbeitslosigkeit ergeben, die ja das Gespenst der ersten technischen Revolution nach Erfindung der Dampfmaschine und des mechanischen Webstuhles gewesen ist.

Es ergibt sich nun die Frage, was muß der bisherige angelernte Arbeiter tun, um der eingangs geschilderten Entwicklung Rechnung zu tragen bzw. welche Aufgaben hat unsere Unternehmung, ihm dabei zu helfen? Als oberster Grundsatz ist hierbei zu wünschen, daß der Arbeiter von sich aus den Willen nach einer Weiterbildung mitbringt. Der Betrieb auf der anderen Seite ist nur dann in der Lage, eigene Fortbildungsmöglichkeiten für die Gesamtheit seiner Belegschaft zur Verfügung zu stellen, wenn er eine gewisse Größe überschreitet. Unser Betrieb tut das nicht. Er läßt sich außerdem von der Überlegung leiten, daß es wenig sinnvoll ist, etwas Eigenes zu schaffen, wenn man auf bereits vorhandene außerbetrieblich veranstaltete Lehrgänge zurückgreifen kann. Da es sich ja im besonderen darum handelt, dem Arbeiter die allgemein technischen Grundlagen zu vermitteln, so kann man sich hierbei der traditions- und erfolgreichen Arbeit der Volkshochschulen bedienen und auch in gleichem Maße auf die Abendlehrgänge zurückgreifen die an den gewerblichen Berufsschulen teils allgemein bilden, teils speziell orientierte Berufsfachkurse darbieten.

Unser gewerbliches Ausbildungswesen ist mit entsprechenden Unterlagen ausgestattet, um die an einer Weiterbildung interessierten Mitarbeiter unseres Unternehmens, auf die diese hier geäußerten Gedanken zutreffen, fachgerecht zu beraten und mit ihnen gemeinsam den Ausbildungsgang über einen längeren Zeitraum hinweg zu planen. Die Interessenten finden das Büro unserer gewerblichen Ausbildung in der 1. Etage des Gesundheitshauses, die Dienststunden sind die gleichen wie in den übrigen Verwaltungsabteilungen.

SPRACHLICHE WIDERSPRÜCHE

Unsere Lehrer, die uns mit so vieler Mühe „richtig“ zu schreiben lehrten, würden heute viel weniger folgsame Schüler in uns haben. Wir lernen in der Schule, daß man unentgeltlich mit t schreibt, weil es nicht von Geld, sondern Entgelt abgeleitet ist. Das ist zwar eine Gedächtnisbrücke, aber nichts mehr, denn beide Wörter bedeuten dasselbe, und man müßte Geld eigentlich mit t schreiben, ebenso wie wir das Schreiben von Brot geändert haben. Wir lernen ferner, daß man selbständig nur mit einem st, hoffentlich, flehentlich mit t nicht etwa mit d, und unversehens ohne d, zusehends hingegen mit d schreibt, obwohl das alles ebenso gut als falsch wie als richtig bezeichnet werden könnte. Wir lernen die Endungen „ig“ und „lich“ unterscheiden und müssen trotzdem greulich schreiben, obwohl das l offensichtlich zu Greuel gehört.

Wir schreiben auch Wildbret mit e und verstehen nicht, was es mit einem Brett zu tun haben soll. Tatsächlich müßte man Wildbrät schreiben, denn es ist eine Abkürzung von Braten. Ebenso wurde uns mit Mühe der Unterschied zwischen einer Jagd und einer Jacht beigebracht. Dabei ist die Jacht nichts anderes als die gute alte deutsche Jagd, die nur auf dem Umweg über die Seevölker Hollands und Englands in das Binnenland der Heimat zurückgekehrt ist und sich getrost weiter Jagd schreiben könnte. Ein Schulbeispiel für die Willkür der Rechtschreibung ist auch der Unterschied von Totschlag und Todsünde. Der Schlag soll töten, die Sünde soll des Todes sein, sagt die Rechtschreibung. Aber man kann das natürlich ebenso gut umkehren.

Die Erklärung für solche Widersprüche ist darin zu suchen, daß die Sprache etwas Lebendiges ist. Sie wird nicht am grünen Tisch geschaffen, sondern wächst organisch aus dem Volke. Der Mann im Volk aber ist kein Grammatiker, sondern begeht Fehler, die später, wenn sie sich unwiderruflich eingebürgert haben, meist anerkannt werden. Auch heute ist unsere Sprache noch im Fluß, und es sind eine Menge Wörter und Formen grammatisch falsch, die doch aller Wahrscheinlichkeit nach in hundert Jahren anerkannt sein werden. Zum Beispiel sagt jedermann: „Wer ist schuld daran?“, obwohl es heißen müßte: „Wer trägt die Schuld daran?“, denn ein Wort „schuld“ gibt es nicht.

Wie in der „Recht“schreibung, so ist auch auf anderen Gebieten des Wissens vielfach das Falsche als richtig anerkannt worden. Das geläufigste Beispiel für die Einbürgerung einer Fälschung ist die Benennung der Mittelamerika vorgelagerten Inselwelt als Westindien und der amerikanischen Eingeborenen als Indianer. In beiden Fehlern von ehrwürdigem welthistorischen Rang hat sich der Irrtum des Columbus verewigt, der, nach Westen segelnd, Indien zu erreichen hoffte und von dem dazwischen liegenden Kontinent nichts wußte. Columbus muß das als Entschädigung dafür nehmen, daß der ganze Erdteil nicht nach ihm, sondern nach Amerigo Vespucci, seinem Propagandisten, be-

nannt wurde, während sich der wirkliche Entdecker mit einem bescheidenen Teil des Ganzen, dem Lande Columbien, begnügen mußte.

Jedermann weiß auch, daß nicht die Sonne, sondern die Erde auf- und untergeht. Trotzdem sagt man es umgekehrt, und die Naturwissenschaftler protestieren am lauteiten, wenn man den Irrtum richtigstellt. Ausgerechnet sie finden hier für ihre Arbeit die Relativität des Standpunktes völlig gleichgültig. Zahlreich sind auch die zu rechtens anerkannten Falschheiten in der Arithmetik des Alltags. In Berlin ist z. B. der Sechser immer noch ein Fünfpennigstück, weil der preußische Silbergroschen vor vielen Jahren nach dem Duodezimalsystem rechnete.

Jedermann spricht auch von acht Tagen, obwohl er eine siebentägige Woche meint. Verwirrung herrscht auch bei den Namen der Mahlzeiten, vor allem im Ausland. Die Franzosen frühstücken mittags und essen abends zu Mittag. Daß Kaffeetrinken nicht immer den Genuß von Kaffee voraussetzt, ist nicht weniger bekannt, als der Brauch der früheren Berliner Presse, ihre Ausgaben vorzudatieren: Das 12-Uhr-Blatt erschien frühmorgens, die Nachtausgabe mittags, der Montag und die Montagspost gar am Sonntag mittag!

Der französische Kellner muß mit sechzig Jahren noch ein Garçon, also ein Knabe sein, der Bleistift enthält kein Blei mehr, das Kreuzband wird nicht mehr über kreuz geführt, die Sägemühle mahlt nicht, sondern gleicht lediglich durch ihren Kraftspender, das Mühlrad, einer Mehlmühle. Und die brasilianische Hauptstadt Rio de Janeiro, zu deutsch Januarfluß, verdankt ihren Namen nur einer Täuschung ihrer Entdecker. Es gibt dort überhaupt keinen Fluß. Die hier landenden ersten Europäer hielten fälschlich die Bucht für eine Mündung.

G. Bewersdorff

Sie streiten
um des
Kaisers Bart...



Um Belanglosigkeiten Streit führen, das ist heute damit gemeint, aber wer weiß noch, was der Kaiser mit dieser Sache zu tun hatte?

Die Redewendung geht auf einen uralten Streit zurück, den sich die gelehrten Altertumsforscher lieferten, ob der Kaiser Karl der Große einen Bart gehabt habe oder nicht. Auf Münzen und dem Siegel von Dokumenten zeigte er sich teils mit teils ohne Bart abgebildet. Erbittert tobte dieser Kampf, und es hat Jahrhunderte gedauert, bis sich die Wissenschaftler klar wurden, wie unwesentlich solche Untersuchungen eigentlich sind, die so gar keinen Nutzen einbringen. Also wurde dieses Streitobjekt ungeklärt zu den Akten gegeben. Geblieben ist uns Heutigen nur noch die Redensart, wenn sich zwei streitende Parteien in Nichtigkeiten verlieren: Streitet Euch doch nicht um des Kaisers Bart.

Klaus Rockenbach, Köln:

Im Kampf um gutes Deutsch

Seit über 70 Jahren erwirbt sich der „Deutsche Sprachverein“ große Verdienste um die Pflege der deutschen Sprache. Zahlreiche deutsche Bundesministerien lassen sich heute bei ihren Veröffentlichungen von ihm beraten. Über 3000 Gutachten zu schwierigen Fragen der Rechtschreibung erstattete der Verein bereits wieder für Firmen und alle Volkskreise nach dem Kriege. Als der Dichter Georg Philipp Harsdörffer (1607—1658) aus Nürnberg im Kampf um gutes Deutsch „Zitterweh“ für „Fieber“, „Lusthöhle“ für „Grotte“, „Jungfernzwinger“ für „Nonnenkloster“ und „Leichtopf“ für „Urne“ vorschlug, erregte er den Spott der Zeitgenossen, obwohl die deutsche Sprache ihm so schöne Wörter wie „Mundart“ statt „Dialekt“, „Nachruf“ statt „Nekrolog“ oder „Trauerspiel“ statt „Tragödie“ verdankt.

Was deutsche Dichter schon seit Jahrhunderten vor Harsdörffer immer wieder erzürnte, der Kampf gegen Sprachdummheiten und schlechten Stil, und was gerade seit Harsdörffer im Kampf gegen Latein und für Deutsch als Sprache der Wissenschaft im Kampf gegen eine uns heute unvorstellbare Zahl Fremdwörter mit aller Stärke anhub: der Kampf um reines Deutsch, das hatte sich der „Allgemeine Deutsche Sprachverein“ als Ziel gesteckt, als ihn der Museumsdirektor und Kunsthistoriker Hermann Riegel aus Braunschweig 1885 ins Leben rief. Indem Riegels Aufruf der nationalen Erneuerungstimmung in Deutschland seit dem Sieg über Frankreich von 1870/71 entgegenkam und die deutsche Presse Riegel sehr unterstützte, erlebte der Verein einen ungewöhnlichen Aufstieg, so daß er 1887 bereits 6000 Mitglieder, 1914 35 000 und 1930 über 50 000 Mitglieder zählte, zumal seine föderalistische Gliederung in selbständige lokale Zweigvereine ein reges geistiges Leben ermöglichte. Fürsten, darunter Kaiser Wilhelm II., Politiker, Gelehrte, Kaufleute, Industrielle traten ihm bei. Zweigvereine entstanden in Österreich, Luxemburg, England, Italien, Rumänien, Belgien, in den USA und in der Schweiz. Und eine Zeitschrift „Muttersprache“ unterstützte seit 1886 das Programm des Vereins — kein Fremdwort für das, was mühelos deutsch ausgedrückt werden kann, Liebe und Verständnis zur Muttersprache, Belebung des Sinns für Richtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit der Sprache —, wie ferner zahlreiche Verdeutschungswörterbücher für alle Gebiete des Lebens, wo das Fremdwort überhand genommen hatte. Daneben gab der Verein auch sprachwissenschaftliche Veröffentlichungen heraus.

Die große Mitgliederzahl und die Anteilnahme führender Persönlichkeiten brachten dem deutschen Sprachverein ein solches Ansehen, daß er von der Reichsregierung bis zur Gemeindeverwaltung und von vielen Vereinen, Genossenschaften und Firmen zur Überprüfung und Verbesserung von Texten aller Art herangezogen wurde. Indem

ein wissenschaftlicher Ausschuß Gesetze und Verordnungen immer wieder grammatisch prüfte — darunter die Eisenbahnverkehrsordnung von 1893, die Strafprozeßordnung von 1908, das Strafgesetzbuch von 1911/13, Reichsversicherungsordnung von 1911, das Reichswahlgesetz, die Gemeinsame Geschäftsordnung der Reichsministerien, den Welttelegraphenvertrag, den Weltfunkvertrag, den Weltpostvertrag, die Reichsdienststrafordnung —, trug der Deutsche Sprachverein wesentlich zu einer klaren und verständlichen Sprache der Behörden bei. Er setzte allein über 1300 Verdeutschungen von Fremdwörtern bei der Eisenbahn durch (wenn wir heute statt „Coupe“ „Abteil“, statt „Billet“ „Fahrkarte“, statt „Trasse“ „Strecke“, statt „Sekundärbahn“ „Nebenbahn“ usw. sagen, so ist das sein Verdienst). Er wandte sich an die Banken und Kaufleute um eine allgemeinverständlichere Geschäftssprache und fand dort großes Verständnis vor (seit

Kurt Winkler

Das Wunder vom Kirunavaara

Der ständig zunehmende Stahlbedarf zwingt die Siemens-Martin- und Elektrostahlwerke zum vermehrten Einsatz von Roheisen, einem Produkt aus der Verhüttung von Eisenerzen im Hochofen. Bei unmittelbarer Nähe des Hochofenbetriebes kann der Einsatz in flüssiger Form aus der Gießpfanne im Anschluß an den Hochofenabstich erfolgen. Wir erhalten Roheisen in Form von Masseln für unsere Stahlwerksbetriebe. Die Schrottversorgungslage hat uns also auch dem Erz nähergebracht.

Eisenerze findet man in mehr oder weniger ergiebigen Lagerstätten fast über die ganze Erde verteilt. Eines der interessantesten Vorkommen ist das von Kiruna in Nordschweden.

1889 unterstützte die Reichsbank offiziell diese Bestrebungen). So aber erleichterte er den Schriftwechsel von Handel und Industrie. Das Flugwesen verdankt ihm die Verdeutschung von „Aeromobil“ zu „Flugzeug“, von „Aerodrom“ zu „Flugplatz“, von „Aeronef“ oder „Aeroplan“ zu „Flugzeug“ und „Aeronautik“ zu „Luftfahrt“, sowie seit seinen Bemühungen unter vielen anderen das Wort „Kraftwagen“ statt „Automobil“, „Fahrrad“ statt „Veloziped“, „Radfahrer“ statt „Velozipedist“ üblich ist.

Obwohl das Ende des zweiten Weltkrieges die Organisation des Deutschen Sprachvereins von außen her auflöste und seine Mitglieder in alle Winde zerstreute, gelang es dennoch, die alte Organisation unter einem neuen Namen als „Gesellschaft für deutsche Sprache“ schon 1947 in Lüneburg, Schillerstraße 11, wiederum ins Leben zu rufen. Die ausländischen Zweigvereine, die ebenfalls im Kriege untergingen,

konnten aber noch nicht wieder entstehen.

Wenn auch die „Gesellschaft für deutsche Sprache“ (seit diesem Jahr unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Ing. Walter Hensen, dem Leiter des „Franziskus-Institutes“ in Hannover) mit etwa 40 lokalen Zweigvereinen heute noch eine kleine Organisation gegenüber dem alten Allgemeinen Deutschen Sprachverein ist, so beginnt sie doch bereits wieder im westdeutschen Sprachgebiet den alten Platz als die maßgebliche grammatisch beratende Stelle zu erobern.

Sie beteiligte sich mit ihren führenden Mitgliedern sehr lebhaft an den Vorschlägen und Beratungen der kommenden Reform der Rechtschreibung. Sie formte 1948 für den Parlamentarischen Rat einzelne Artikel der Bundesverfassung sprachlich um. Die Bundesministerien für Wirtschaft, Verkehr, Arbeit, Justiz und für das Post- und Fernmeldewesen zogen die Gesellschaft immer wieder zu Beratungen heran, während das Bundesministerium für das Innere bereits am 11. Mai und 24. Okt. 1950 in Rundschreiben an alle übrigen Bundesbehörden auf die Gesellschaft hinwies. Am 29. August 1951 ordnete die

Hauptverwaltung der Deutschen Bundesbahn an, daß alle Entwürfe von Dienstvorschriften der Gesellschaft zur Prüfung vorzulegen seien. Über 3000 Gutachten oder Auskünfte sind bereits wieder nach dem Kriege erfolgt, so wie die Gesellschaft bereits wieder neben der Zeitschrift „Muttersprache“ und einem Nachschlagewerk „Deutsche Rechtschreibung“ ähnlich dem „Duden“ wichtige Werke veröffentlichen konnte. So erschienen u. a. 1955 eine Neuaufgabe ihres „Verdeutschungsbuches“, das auf rund 300 Seiten fast 7500 Fremdwörter in allgemeinverständliche Sprache übersetzt, und ein „Deutsches Wörterbuch“ mit wertvollen Erklärungen zur Bedeutung und Entstehung vieler deutscher Wörter.

Vielleicht kennzeichnete Bundespräsident Prof. Theodor Heuß, der seit 1950 Mitglied ist, die Ziele der Gesellschaft am schönsten, als er der Hauptversammlung der Gesellschaft am 11. Juni 1954 nach Dortmund telegraphierte: „Denn ich bin mir bewußt, daß ratende und helfende Sprachpflege zu einer geschichtlichen Aufgabe geworden ist, die freilich nicht in die Fesseln des Befehls gelegt werden darf, sondern aus einem freien und liebenden Verständnis ihre Kraft gewinnt.“



Der Tagebau im Kirunavaara hat eine Länge von 3,3 km und eine Breite bis zu 400 m. Der Abbau erfolgt im Terrassenbau. Die Sprenglöcher werden vertikal mit Hilfe von Blockbohrmaschinen gebohrt.

Auf dem Seegleis über den Luossajärvi schlängelt sich der Erzzug vom Kirunavaara nach Narvik

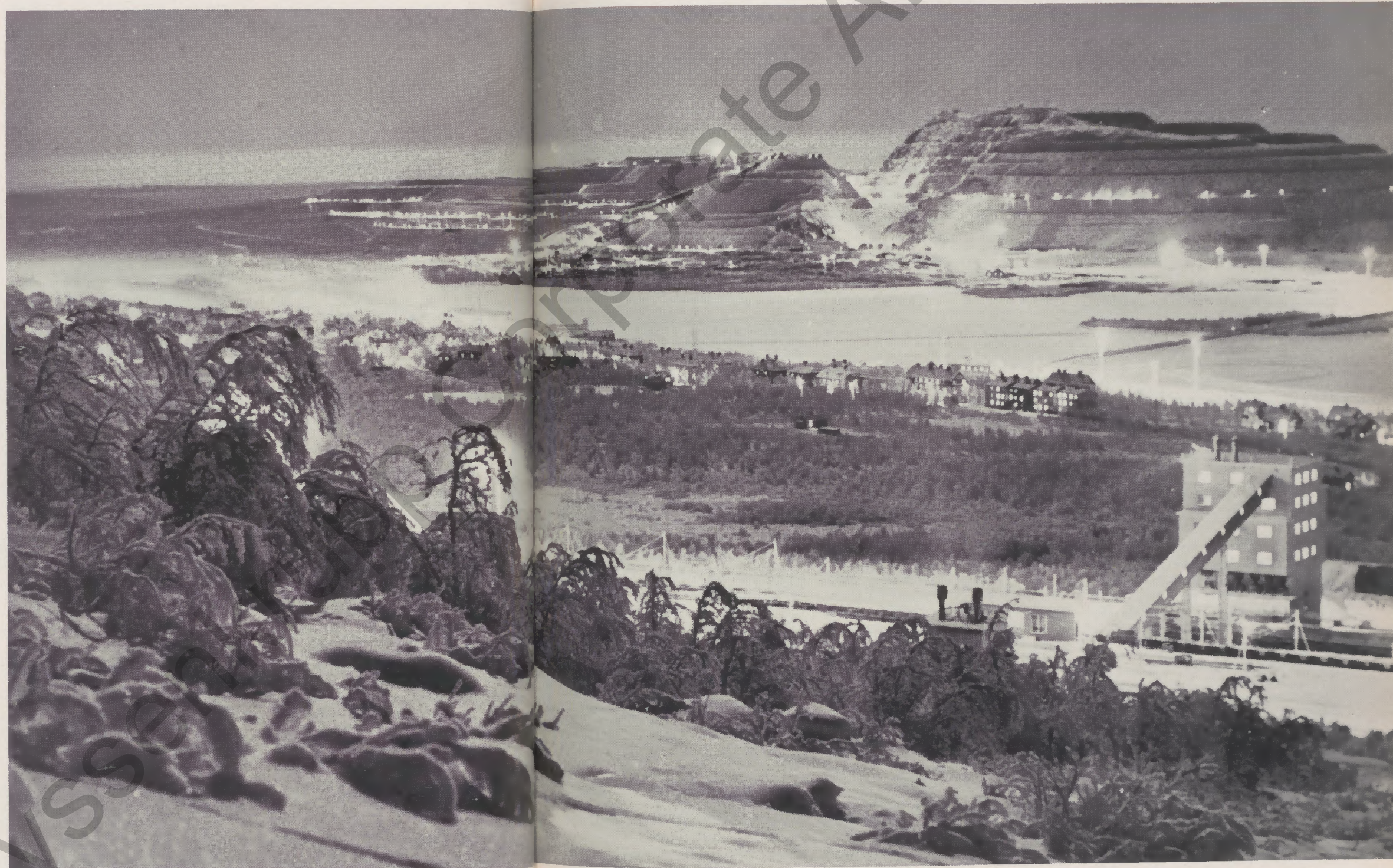


Stadt? Noch vor 15 Jahren ähnelte ihr Profil, die mit bunten Lappenzelten durchsetzten, oft windschiefen Holzhäuser und seine improvisierten Bauten einem Goldgräberlager in Amerika. Um die Jahrhundertwende war Kiruna ein kleines Lappendorf am dunklen Luossajärvi. Heute hat die eigentliche Stadt, immerhin 150 km nördlich des Polarkreises, 14 000 Quadratkilometer Fläche mit Schwedens höchstem Berg, dem Kebne Kaise (2300 m) 17 000 Einwohner, darunter etwa 7000 Lappen. Neben den Holzhäusern liegen die modernsten Wohnblocks, Kaufhäuser, Kinos, Cafés und Hotels. Und am Strand des Luossajärvi, noch vor 20 Jahren mit Rentiermoos bedeckte Tundra, liegt jetzt ein modernes Strandbad mit Sprungturm und freundlich-grünen Rasenflächen. Etwa 1500 Autos sind in Kiruna registriert, darunter einige hundert Fords deutscher, englischer und amerikanischer Produktion. Sie konnten allerdings die nördlichste Straßenbahn der Welt noch nicht verdrängen, auch nicht die vielen Lappenschlitten, die im Winter ein verlässliches Verkehrsmittel sind. Der Winter dauert von Oktober bis Ende April; von November bis Januar ist die Sonne ganz verschwunden.

Aber weder das fast großstädtische Leben 150 km nördlich des Polarkreises, noch die Tatsache, daß das Stadtgebiet von Kiruna 14 000 Quadratkilometer umfaßt (das ist die Größe des früheren Freistaates Sachsen) lassen darüber hinwegtäuschen, daß man hier nur wohnt, weil es der Beruf verlangt. Der Kirunavaara hält sie fest, und jeder Bewohner hat Anteil an dem Schatz, der in ihm verborgen liegt. Der Name ist finnisch, er bedeutet: Eisenberg. Der Schatz lag bis heute nicht tief im Innern, das Erz tritt in dem 749 m hohen Berg in einem 7 km langen Gang als eine Reihe von Scheiben und Linsen mit steilem Abfall auf. Der Kirunavaara ist der größte bekannte Erzkörper der Welt, 4 km lang und 400 m breit. Seine Tiefe beträgt mehrere tausend Meter. Die Geologen, die es wissen müssen, sprechen von 2,5 Milliarden Tonnen Erz, das mit 70 Prozent Mächtigkeit das beste der Erde ist.

Das Erzfeld war schon im 17. Jahrhundert bekannt. Der Bau der Riksgränsenbahn ermöglichte erst den systematischen Abbau. Arbeitskolonnen marschierten damals an und primitive Bagger begannen die Arbeitsbahnen zu schürfen. Da Kohle sehr knapp war, Wasser aber unbeschränkt zur Verfügung steht, entstanden Kraftwerke, wie das Riesenwerk Porjus. Seither wird hier nördlich des Polarkreises alles elektrisch betrieben.

Etwa 4 km von Kirunavaara entfernt liegt der Luossavaara, eine Miniaturausgabe des großen Bruders, aus dem unter den gleichen Bedingungen das Erz gebrochen wird. Hier werden nur 1 Million Tonnen jährlich gefördert. Als ein Himmelsgeschenk dagegen erwies sich der Kirunavaara. Vor 50 Jahren erhob sich seine Kuppe, der „Staatsrat“, breit und behäbig über dem Luossajärvi. Heute ist der Bergrücken bis zur Unkenntlichkeit zerschnitten. Bagger legten das Erz frei, dann traten die Bohrer in Tätigkeit. Dynamitladungen



Kirunas Gesicht während des größten Teils des Jahres: beleuchtet von den Arbeitslampen der Abbauterrassen des Kirunavaara. Vorn eine Aufbereitungsanlage.

Fotos: Lennart Nilsson

folgten, und die Explosionen rissen ein Stück nach dem anderen heraus. Dann sprengte man auf Seehöhe einen Tunnel in den Berg und trieb in der Mitte einen Schacht vom Rücken bis zum Tunnel. Man warf das losgebrochene Erz einfach durch den Schacht in den Tunnel, wo die Wagen der Erzbahn einer nach dem anderen voll geworfen wurden. Der Tunnel ist die Fortsetzung der Erzbahn, die auf einem Gleis über den Loussajärvi führt. So hat man mit dem Abbau begonnen, so wird er im Prinzip heute noch durchgeführt. Nur die Maschinen sind größer und mächtiger geworden, die Technik brachte Hilfe. Heute fahren 20 Erzzüge pro Tag nach Narvik; denn das Erz aus dem Kirunavaara ist in der Welt begehrt. Von den 1954 geförderten 9 Millionen Tonnen gingen 39 Prozent nach Deutschland, 36 Prozent nach England und etwa 5 Prozent nach USA. Einen Begriff von der fortschreitenden Rationalisierung vermittelte mir der Leiter des Werkes, Boris Sernig: „Wir beschäftigen heute 3200 Arbeiter und Angestellte. Vor 40 Jahren waren es 2600. Damals förderten wir pro Tag 4000 t, heute 45 000 bis 55 000 t. Der Hauer produziert heute mit Hilfe seiner modernen Maschinen in einer Schicht mehr als eine ganze Arbeitskolonne vor 50 Jahren in wochenlanger harter Arbeit.“

Heute arbeiten in der vier Kilometer langen Rinne die modernsten Seilbohrmaschinen, die mit einer Bohrgeschwindigkeit von 1,1 m pro Stunde die 16 m tiefen Sprenglöcher für Ladungen von 2 bis 4 Zentner Dynamit bohren. Jeder Schuß reißt 25 000 bis 45 000 t Gestein ab. Auf dem Kirunavaara sind die modernsten Bagger in rastloser Tätigkeit, amerikanische Verlademaschinen und Zerkleinerungsmaschinen, denn das Erz wird auf 25 cm gebrochen. Für die zu weit vom Schacht liegenden Sprengstätten stehen Groß-Autos mit 30 t Ladefähigkeit bereit. Große Auftauwerke ermöglichen erst die kontinuierliche Arbeit während der ganzen Jahreszeit.

Jeder Arbeiter am Kirunavaara hat einen Durchschnittsverdienst von 1000 Schwedenkronen pro Monat. Die soziale Betreuung geht weit über das in Schweden übliche Maß hinaus. Die Stadt Kiruna lebt von dem Eisenberg. Von 1818 bis 1857 befand sich der Kirunavaara im Besitz der schwedischen Königsfamilie. Heute gehören 50 Prozent der Anteile dem Staat, aber 80 Prozent des Gewinnes werden an Staat und Gemeinden abgeführt. Seit Jahren schon befindet sich die Arbeit am Berg in technischer Umstellung, denn etwa 1965 dürften Bohrer und Bagger die Sohle in Seehöhe erreicht haben, der Untertagebau wird dann schon im Gange sein. Ist der Untertagebau im vollen Gange, dann wird im Kirunavaara das größte unterirdische Bergwerk der Welt entstanden sein. Es soll jährlich 11 Millionen Tonnen Erz fördern.

Eine Tablette, bitte!

Es ist leider nicht daran zu rütteln, daß der heutige berufstätige Mensch von morgens bis abends einer Vielzahl von nervösen Reizen unterliegt, die geeignet sind, u. a. auch das seelische Gleichmaß neben dem körperlichen zu erschüttern. Über derartige Dinge ist heute in jeder Zeitung etwas zu lesen, und es bedeutete Zeitverschwendung, diesen ganzen Überlegungen neue hinzuzufügen. Es gilt also nicht, von der Zeitkrankheit, der Zeitnot oder ähnlichen Erscheinungen hier zu sprechen, sondern von einer Folgeerscheinung, die jeden von uns doch einmal zum Nachdenken zwingen sollte.

Eine Tablette, bitte!



Das Auto, das Fahrrad oder der Radioapparat sind kaputt gegangen. Mit der entsprechenden Anweisung wird dieses oder jenes Gerät zu einer Reparaturwerkstatt hingebracht, und man erwartet mit Fug und Recht, daß man es gegen Zahlung einer entsprechenden Gebühr gebrauchsfertig zurückerhält. Man wird

schnell böse, wenn diese Reparatur sich etwas hinzieht und damit scheinbar der Lebensgenuß, welchen man sich von diesem Gerät verspricht, eingeschränkt wird. Der moderne Mensch huldigt dem Reparatur-Prinzip und überträgt es automatisch auf sich selbst. Das kann unter anderem heißen:

Eine Tablette, bitte!



Irgend etwas ist uns quer gelaufen, irgend etwas erregt unseren Denkkaparat derart, daß das scheinbar sonst so geordnete Gleis- und Schienensystem in uns durcheinander gerät, und wir beklagen uns über Kopf- und sonstige Schmerzen. Die Reize, welche solche Erfolge auslösen können, sind vielfältig und beginnen beim Ärger über die Arbeit, über häuslichen Mißstand und ähnliche Dinge und enden beim Fernsehgerät oder Radioapparat, der über den Achtstunden-Arbeitstag hinaus vielleicht gerade heute störende Reize und zu viele Eindrücke auf uns abschießt, die wir einfach nicht mehr verkraften können. Und nun wieder das Reparatur-Prinzip. Lassen Sie mich als Beispiel der Kopfschmerzen beibehalten und lassen Sie mich den Wunsch unserer Mitmenschen feststellen, der in diesem Augenblick lautet:

Eine Tablette, bitte!



Und so werden Tabletten geschluckt. Der einzelne mag meinen, gelegentlich nur Eine! Aber schon, wenn Sie gewisse Menschengruppen überblicken, wird die Angelegenheit erstaunlich auffällig und für den beobachtenden Arzt geradezu haarig.

Es genügt zum Beispiel die Feststellung, daß in einem Land wie der Schweiz jährlich für etwa 70 Millionen Franken Kopfschmerztabletten vertilgt werden. Es genügt festzustellen, daß man in Ländern wie Österreich im Caféhaus vom Ober neben der Tasse Kaffee eine Kopfschmerztablette erhalten kann. Doch warum in die Ferne schweifen, bleiben wir in unserem Werk. Bis zu 10 000 Kopfschmerztabletten werden monatlich in unseren Verbandsstuben ausgegeben, d. h. bei 4000 Belegschaftsmitgliedern für jeden pro Monat 2½ Tabletten in der Verbandstube in der Form wie:

Eine Tablette, bitte!



Das wäre ja nicht schlimm, wenn jeder im Monat nur 2½ Tabletten zu sich nähme, viel schlimmer ist, daß die Zahl derjenigen, die Tabletten schlucken,

viel kleiner ist, daß diese Leute oft täglich gegen Kopfschmerzen bis zu 2—3 Tabletten sich einverleiben. Und hier beginnt jenes Übel, was ich in diesem Artikel unbedingt anprangern möchte: Die Tabletten suchst. Die Sucht, auch das geringste Mißbehagen, es brauchen ja nicht immer gerade Kopfschmerzen zu sein, mit Tabletten nach dem Reparatur-Prinzip hinunterzuschlucken. Das wird so zur Gewohnheit, daß man darüberhinaus wahrscheinlich auch zu Hause mit entsprechender Anzahl von Spalt- oder sonstigen Tabletten seinen Körper zu belasten geneigt ist.

Eine Tablette, bitte!



Das ist nachgerade ein Schlagwort geworden und zu einer Sucht ausgeartet, die ihresgleichen sucht. Über 300 verschiedene Präparate existieren in der Bundesrepublik und eine erschreckende Anzahl davon ist nicht einmal rezeptpflichtig, d. h. jeder kann sie in der Apotheke oder Drogerie ohne ärztliche Verordnung kaufen.

Und nun kommt der Pferdefuß. Alle diese Schmerztabletten enthalten einen chemischen Körper, den die Pharmakologen Phenacetin nennen. Dieses Phenacetin ist es, welches uns Sorge bereitet.

Eine Tablette, bitte!



Die erfüllte Bitte kann Schmerz beseitigen und Mißbehagen aus dem Wege räumen. Mit eben solcher Sicherheit jedoch entsteht auf die Dauer eine Krankheit, welche wir Ärzte heute die Phenacetinkrankheit nennen und die wir bei vielen unserer Mitmenschen ohne allzu große Schwierigkeiten feststellen müssen. Diese Phenacetinkrankheit ist eine echte chronische Vergiftungserscheinung, welche unter Umständen zu schweren chronischen Nierenleiden, zu Bluthochdruck, Durchblutungsstörungen und ähnlichen Dingen führen kann. Wollten wir an dieser Stelle die Symptome aufzählen, so würden wir wahrscheinlich die Pferde scheu machen, und das soll noch nicht geschehen.

Der Sinn dieser Zeilen soll aber sein, der allzuoft beobachteten Gedankenlosigkeit unserer Mitmenschen einmal Überlegungen aufzuzwingen in der Richtung, wie komme ich von diesem:

Eine Tablette, bitte!



wieder los. Muß ich gedankenlos eine Pille nach der anderen schlucken? Kann nicht ein gewisses Quantum Selbstbeherrschung auch eine erhebliche Linderung verschaffen? Genügt nicht oft ein vernünftiger Lebenswandel, um derartige Schmerzanfälligkeit in ihrer Zahl zu mindest einzuschränken? Welches sind die Namen der Mittel, welche Phenacetin enthalten? Es ist unmöglich, sie alle hier aufzuzählen. Ein paar wenigsten seien genannt: Spalt-Tabletten, Saridon, Dolviran, Thomapyrin, Melabon, Optalidon usw. usw. Ferner die Vielzahl der Pillen und Tabletten, die von den jeweiligen Apotheken aus eigener „Spezialherstellung“ hervorgehen und nicht besser sind wie jene, die anfänglich genannt wurden.

Es besteht gar keine Frage, daß für jeden Menschen einmal der Zeitpunkt kommen kann, wo diese Tabletten, die eben hier aufgeführt wurden, als wahrer Segen bezeichnet werden müssen und wo man seinen Mitmenschen nur dringend zuraten kann, sich ihrer zu bedienen. Das sind die Situationen, die man aber wahrscheinlich selber nicht klar genug erkennt und in welchen einem der behandelnde Arzt die Einnahme dieser Tabletten verordnet. Wir brauchen darüber gar nicht weiter zu sprechen, daß es echte Notwendigkeiten gibt, welche die Benutzung auch der Phenacetin-haltigen Tabletten geradezu befehlen.

Was wir hier ankreiden wollen, ist die sture Gedankenlosigkeit einiger Zeitgenossen, welche ihr Heil im Einnehmen von Pülverchen und Tabletten suchen oder besser ausgedrückt, sich einbilden, ihr Heil zu finden. Für sie verbirgt sich nämlich in der gedankenlosen Anwendung solcher Mittel, die von ernst zu nehmenden Forschern entdeckt wurden, eine heimtückische Erkrankungs-möglichkeit, welche in vielen Fällen zum Siechtum führt.

Eine Tablette, bitte!



Dieses Schlagwort gilt nicht nur für die Kopfschmerzbehandlung. Es gilt ebenso in bezug auf die Einnahme von Schlafmitteln, Abführmitteln oder ähnlichen Tabletten-sorten, die allzuoft nur aus einer Angewohnheit und mangelnder Selbstdisziplin geschluckt werden.

Wie oft kann man beobachten, daß Menschen, die gern ernst genommen werden wollen, abends um acht Uhr starken schwarzen Tee oder Bohnenkaffe zu sich nehmen und sich um zehn Uhr darüber beklagen, daß sie nicht einschlafen können und nunmehr mit sicherem Griff aus der Nachttischschublade die das Heil versprechende Tablette zerren. Das gleiche ist zu sagen von solchen Menschen, die genau wissen, daß sie keine Süßigkeiten vertragen können und dann nach umfangreichem Kuchengenuss in der Küche oder sonstwo entsprechende Mengen Natron oder sonstige Tabletten hinunterschlucken, um sich die Folgen ihrer Versündigung auf diese Art und Weise vom Körper zu wälzen.

Eine Tablette, bitte!



Die Menschheit in ihrer Masse hat es im Laufe ihrer Geschichte nicht an Bemühungen fehlen lassen, die besten und günstigsten Methoden zu entwickeln, wie man sich gegenseitig am schnellsten und qualvollsten umzubringen hat. Die Bemühungen einer der ältesten Wissenschaften der Menschheit, der Medizin, liefen genau in entgegengesetzter Richtung und hatten leider allzuoft die Aufgabe, Wunden zu heilen, die der Wahnsinn schlug. Sehen wir zu, daß wir solche Waffen, die den Schmerz in erträgliche Bahnen lenken sollen, die das Unwohlsein bekämpfen können, nicht in ihrem tieferen Sinn umkehren und gegen uns richten. Die ständige Summation solcher Kleinigkeiten, das Anhäufen von Giftmengen im Organismus bedeutet mit Sicherheit ernstere Folgen für den Träger, der leichtsinnig anders lautende Bedenken in den Wind schlägt. Überlassen wir die Verordnung auch der noch so harmlosen Kopfschmerztabletten dem behandelnden Arzt, mäßigen wir unseren Wunsch, jedes Unwohlsein durch Tabletten zu kurieren, besinnen wir uns unserer selbst — und ganz nebenbei — räumen wir einmal unsere Haus-Apotheke und Handtaschen aus, in denen oft viele viele Tabletten zu finden sind, die bei strenger Kritik nicht erforderlich sind. Sollte uns dann einmal ein Wehwechen befallen, dann dürfen wir sicher sein, daß die nunmehr so stark kritisierten Tabletten ein segensreicher Helfer sein können, welche uns von einer schmerzlichen Situation, gut gesteuert und wohl durchdacht, befreien können und es auch tun werden.

Dr. R.



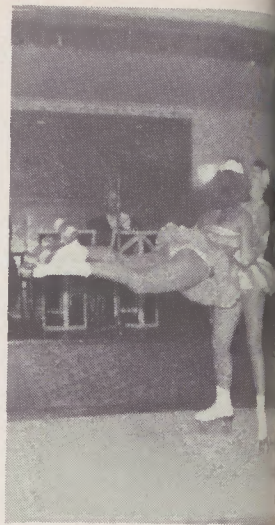
Heinz Esser, Ansager

Werner Ribka, Manipulator



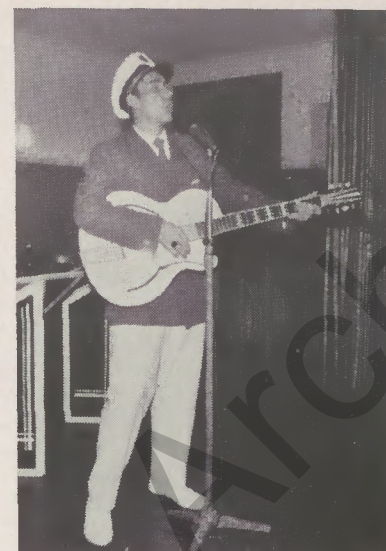
Hans Scherwath, Internationaler
Komponisten-Darsteller

3 Bedonis, Rollschuhattraktion



Fred Kinglee, Der Mann, der schneller
spricht als der Schall

Bernd Brink, Seemannslieder



Gesangverein „Prewa“, Oberbilk

Heinrich Würde

Heinrich Bolz
Heinrich Saager

Wilhelm See



Erich Olmesdahl

Gottfried Timmermann



Johann Georg

Gustav Weber Helga Freibeuter Maria Weiser
Josef Pickartz Karl Gelfe



Wilhelm Stüttgen

Albert Bremm
Josef Krieger

Hermann Meier
Gustav Gaede



19. November: Fest der Jubilare 1957

Ein Bildbericht, fotografiert von Heinrich Voelker

Johann Töller
Walter Funk

Jakob Roß

Hermann Häberle
Anna Dicken

Leopold Knops

Felix Spychala Andreas Döhl

Theodor Emunds

Alfred Daub

Meinolf Scharfen

Heinrich Renner



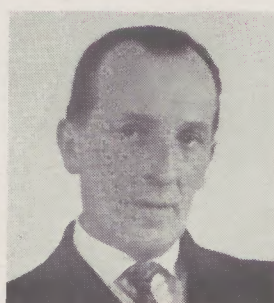
UNSERE JUBILARE

40jähriges Jubiläum

25jähriges Jubiläum



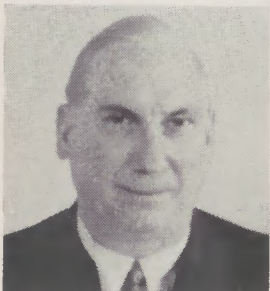
Walter Funk
Obermeister (Reisholz)
Eintrittsdatum: 6. 9. 17



Heinrich Saager
im Rohrwerk
Eintrittsdatum: 5. 4. 27



Albert Bremm
Ferngaswärter (Reisholz)
Eintrittsdatum: 13. 5. 27



Johann Georg
Angestellter (Reisholz)
Eintrittsdatum: 28. 3. 28



Jakob Ross
Kranfahrer (Reisholz)
Eintrittsdatum: 1. 8. 28



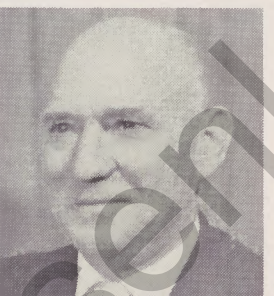
Josef Krieger
im Rohrwerk
Eintrittsdatum: 4. 9. 28



Johann Töller
Vorarbeiter (Reisholz)
Eintrittsdatum: 4. 9. 28



Gustav Gaede
Schlosser (Reisholz)
Eintrittsdatum: 10. 9. 29



Meinolf Scharfen
Kolonnenführer (Oberbilk)
Eintrittsdatum: 17. 10. 32

30jähriges Jubiläum

Anna Dicken, kaufm. Angestellte (Reisholz), Eintrittsdatum: 15. 11. 1927. Die Jubilarin erfreut sich bereits des verdienten Ruhestandes. Wir bitten sie und unsere Leser mit dem Bild auf Seite 129 vorlieb zu nehmen.

So denkt der Leser:

Monatliche Lohnzahlung

Verdient Arbeiter mehr als Angestellter?

Aus der Art der Behandlung dieses Themas könnte man schließen, die Dinge gingen nur die Lohnempfänger an. Ist das wirklich so? Was sagen die Gehaltsempfänger dazu? Um es vorwegzunehmen: sie würden längere Lohnzahlungszeitspannen begrüßen, sogar sehr begrüßen, weil damit hoffentlich Erscheinungen verschwinden, die den Gehaltsempfängern die Haushaltsführung und die Kindererziehung schwer machen. Dabei kann man von den Beobachtungen im eigenen Bereich ausgehen, die zwar nur nach genauerer Prüfung zu verallgemeinern wären. Die Mißstände dürften auch nicht auf die Lohnempfänger-Haushalte insgesamt zutreffen.

Was ist nun zu beobachten, wenn man behauptet, die Haushaltsführung der Gehaltsempfänger werde durch die wöchentliche Lohnzahlung erschwert? Als Beispiel folgendes:

1. Wenn italienische Tomaten 35 Pfennig kosten, werden holländische zu 70 Pfennig gekauft.
2. Eingewickelte Früchte werden für wertvoller gehalten als nichtverpackte, bei denen der Augenschein bereits ein Urteil über die Qualität zuläßt. Mit Vergnügen zahlt man hohe Pfundpreise für Einwickelpapier.
3. Verlangt man in unserem Konsum Pflaumenmus, bekommt man zur Antwort: „Bedaure, es geht nur noch Konfitüre!“
4. Man muß Hemmungen haben, am Freitag oder Sonnabend beim Fleischer Einkäufe zu machen, die sich unter der 10-Mark-Grenze bewegen, wenn man sieht, welche Summen durchschnittlich über den Ladentisch gehen.
5. Zur gleichen Zeit werden in einem Umfang Konditorwaren gekauft, der mit einem wirklichen Bedarf an Nahrungsmitteln — Mittel, die uns ernähren — nicht erklärt werden kann.
6. Es vergeht kein Wochenende, an dem man nicht durch grölende Betrunkenen nachts aus dem Schlaf gerissen wird.

Der Gehaltsempfänger überlegt sich: entweder verdienen die Leute soviel mehr oder sie schnallen 1—2 Tage vor der nächsten Lohnzahlung den Riemen enger! Dann kann man ihnen tatsächlich nur wünschen, es allmonatlich eine Woche hintereinander tun zu müssen. Es ist zu vermuten, daß sie das veranlassen würde, mehr darauf bedacht zu sein, für ihr Geld einen angemessenen und wirtschaftlich gerechtfertigten Gegenwert einzuhandeln. Die Situation ist gegenwärtig so, daß die Gehaltsempfänger mit einigem Recht behaupten können, daß ihnen mindestens ein Teil der Lohnempfänger die Preise verdirbt.

Und was hat die Kindererziehung mit der wöchentlichen Lohnzahlung zu tun?

Dazu braucht man nur zu beobachten, mit welchen Geldbeträgen viele Kinder auf Schulausflüge geschickt werden und was in den Unterrichtspausen an den sogenannten Büdchen umgesetzt wird. Wenn der Gehaltsempfänger dem Kind 50 Pfennig für ein Getränk auf einem Ausflug mitgibt, weil diese Summe dem voraussichtlich auftretenden Bedürfnis nach etwas Trinkbarem entspricht, kommen andere Kinder mit

3—5 Mark und oft solche, die wegen ungünstiger sozialer häuslicher Verhältnisse auch noch das Fahrgeld von der Schule erhalten. Wir Gehaltsempfänger brauchen diese Markbeträge am Monatsschluß für Brot und Milch, die uns wichtiger sind als Bonbons und Kaugummi. Woran uns aber besonders liegt ist dies, daß unsere Kinder die rechte Einstellung zu Geld und Geldeswert finden und erkennen lernen, daß ihren Eltern diese Beträge nicht geschenkt werden.

Die Haushaltsführung ist gesamtwirtschaftlich eine äußerst wichtige Aufgabe, denn es gehen fast $\frac{2}{3}$ des Volkseinkommens durch die Hände der Frau. Die monatliche Lohnzahlung wird allerdings vermehrtes wirtschaftliches Den-

ken in den Lohnempfänger-Haushalten notwendig machen, die Abkehr vom Kauf aus dem momentanen Entschluß, sozusagen zum Kauf mit „Vorkalkulation“. Wichtig aber ist, daß unsere Töchter wieder lernen, einen Haushalt zu führen, wie man in einem Beruf eben auch nur in der rechten Weise stehen kann, wenn man ihn gründlich kennt. Es handelt sich letzten Endes um das Wissen, wie man aufs Ganze gesehen die Millionenbeträge sinnvoll verwendet, die unsere Männer in den Betrieben mitunter recht mühsam erarbeiten. Das ist eine volkswirtschaftlich sehr bedeutende Aufgabe, vor die wir allesamt als Verbraucher von Konsumgütern gestellt sind.

Hildegard Suttner

Wozu aufschreiben?

Ein kleines Kapitel über eine große Tugend

„Aufschreiben? — Davon wird mein Geld auch nicht mehr!“ — Das ist die Antwort, die einem heute oft junge Hausfrauen geben, wenn man zu ihren Klagen über das teure Leben fragt: „Führen Sie eigentlich Buch über Ihre Ausgaben?“ — Die Erwiderung auf jene rasche Ausrede heißt: „Gewiß wird das Geld nicht mehr davon. Aber wenn man aufschreibt, weiß man, in welcher Richtung das Geld davonlaufen will und kann es besser festhalten.“

Die große Volkserzieherin Hedwig Heyl kümmerte sich als junge Fabrikherrin sehr eingehend um das Wohl ihrer Arbeiterinnen. Sie gab ihnen nicht nur Ratschläge für Säuglingsernährung, sondern richtete ihnen auch eine Kinderkrippe und den ersten Hort für Schulkinder ein, aus denen später das ganze Jugendwohlfahrtswesen und die Sozialpädagogik erwachsen sind. Sie schenkte ihnen zugleich Haushaltsbücher und setzte Prämien aus für solche, die am besten geführt wurden. „Wer nicht über das eigene Geld Rechnung legen kann, darf niemals fremde Gelder verwalten“, sagte sie.

Vor dem letzten Kriege hat eine hochbegabte Schriftleiterin — sie wurde später die Gründerin der berühmten Internationalen Kinderbibliothek in München — ein Preisausschreiben über Familienetats veranstaltet und die Ergebnisse in einer höchst aufschlußreichen Schrift veröffentlicht. Man sah daraus, wie sehr die einzelnen Ausgaben sich gegen früher verschoben hatten. Ein Fünftel des Monatseinkommens für die Miete galt früher als normal und wirtschaftlich gesund. Heute, bei den Neubauwohnungen, ist der Anteil viel größer. Größer auch ist der Anteil für Körperpflege (Seife, Zahnpasta, Bäder usw. sowie durch die Mode der Dauerwellen). Vor allem aber war zu ersehen, daß es sehr viele Familien gibt, die regelmäßig Buch führen. Und gerade sie konnten sich immer wieder etwas Besonderes leisten: größere Anschaffungen — Fahrräder,

einen wertvollen Rundfunkapparat, weite Reisen, ein Auto — und nach längerer Zeit sogar ein erspartes Eigenheim! Das war ihnen aber nur möglich, weil äußerst beharrlich alle Monate etwas auf die hohe Kante gelegt und auf die Sparkasse getragen wurde. (Wenn das Geld im Hause verbleibt, ist es den meisten Menschen doch nie vor einem Zugriff sicher.) Ja, man konnte sogar Familien antreffen, welche in dieser Art allmonatlich einen „Krankheitspfennig“ beiseite schafften und dafür nicht in eine Krankenversicherung gingen. War diese Notrücke für ein Jahr gesichert, so wurde ein etwaiger Überschuß in Form einer Erholungsreise wieder ganz planmäßig „in Gesundheit“ angelegt.

Das Buchführen, die Etatsgestaltung also, gehört heute zu den wirklichen Pflichten einer neuzeitlichen und bewußten Hausfrau; denn mit dem bloßen „Fortwursteln“ und Hin- und Herschieben von Schulden ist noch keine Familie zu etwas gekommen. Warum aber scheuen sich denn so viele vor dem „Aufschreiben“? Es gibt zwei Gründe dafür.

Der eine Grund liegt darin, daß solche Buchführung fast immer zu umständlich angelegt wird. In eine riesige Kladde tagtäglich die Groschen für Milch und Semmeln usw. einzutragen, das ist eine arge Zumutung! Eine Hausfrau von heute kann nicht abends noch Buchhalterin spielen. Nein — es genügt durchaus, wenn sie ein kleines Heftchen führt und darin sofort einträgt, was aus dem Geldtäschchen geflossen ist. Ja, es kann sogar genügen, wenn sie von den Zusammenrechnungen ihrer Einkäufe nur die Endsumme „bei Kaufmann Müller“ einträgt. Es ist ja hauptsächlich wichtig, das reine Verpflegungsgeld — die „Futterkosten“ — zu erkennen. Gas, Licht, Feuerung, Wäsche, Reinigungsmittel, die Ausgaben für Post, Fahrge-der, Schneiderin usw. sollten für sich gesondert erscheinen. Sowie man nach

einem Monat übersehen kann: Tagesverpflegung kostet pro Kopf im Durchschnitt soundsoviel, kann man einen Überschlagn machen, den Etat aufstellen und dann beispielsweise zur Ersparnis die vielen Morgensemmeln gleich in Schwarzbrotstücken umwandeln.

Der zweite Grund, warum nicht Buch geführt wird, liegt in dem sogenannten „Schmuhgroschen“. Wenn eine junge Frau, die vor der Ehe über eigenes selbstverdientes Geld verfügen konnte, plötzlich für jedes Paar Strümpfe, das sie braucht, oder für jedes kleine Geschenk, das sie jemandem mitbringen will, also wenn sie sich diese Beträge von einem mehr oder minder gestrengen Hausherrn erbitten muß, so ist sie in einer seelisch unmöglichen Lage. Und in die gleiche Lage wird sie versetzt, wenn sie diese Ausgaben in ihrem Wirtschaftsbuch mit vorlegen muß. Was geschieht also praktisch? Es wird überhaupt nicht aufgeschrieben, oder es wird falsch gebucht, so daß aus den täglichen zwei „Schmuhgroschen“ eben schließlich das Paar Strümpfe oder das Fläschchen Kölnisch-Wasser herauskommt. Die verstorbene feinsinnige Kulturpolitikerin Agnes von Zahn-Harnack sagte einmal, die Art des Geldgebens an die früher selbstständig Verdienende — und das sind heute fast alle Hausfrauen! — erschütterte manche Ehe von Anbeginn in ihren Grundlagen! Damit geraten wir freilich auf das umstrittene Thema vom „Taschengeld der Hausfrau“, das ein besonderes und gar nicht so einfaches Kapitel für sich darstellt.

Hier aber sei im diesmaligen Zusammenhang festgestellt: die „Schmuhgroschen“ und die zu große Kladde verhindern zumeist das regelmäßige Aufschreiben der Haushaltsausgaben. Wer aber genau aufschreibt und nichts ausläßt, der kann überschlagen und „rechnen“ im wahren Sinne. Er kann dann auch planen und sparen, sichern und aufbauen — und darauf kommt es ja letzten Endes an für das Gedeihen eines gesunden Familienlebens.

M. Seiner

Hedwig Heyl, Sozialpolitikerin, geb. in Bremen am 3. 5. 1850, gest. in Berlin 23. 1. 1934, gründete 1884 die Haushaltsschule im Pestalozzi-Fröbel-Haus des Berliner Vereins für Volks-erziehung, 1885 eine Speiseanstalt für Arbeiter (mit wirtschaftlicher Ausbildung für Fabrik-mädchen), 1890 erste Gartenbauschule für Frauen (nach Der Große Brockhaus, Konversationslexikon).



Wieviel Wirtschaftsgeld gebührt der Frau

Die Frage nach der richtigen Höhe des Wirtschaftsgeldes beschäftigt nicht nur die Frau, sie interessiert auch den Mann und Ernährer. Da jede Familie ein anderes Monatseinkommen besitzt, da Alter und Zahl der einzelnen Familienmitglieder sowie die individuellen Umwelts- und Zeitverhältnisse verschieden sind, läßt sich auf die Frage nach der richtigen Höhe des Wirtschaftsgeldes keine allgemeingültige Antwort geben.

Es gibt aber erprobte Richtlinien, nach denen man sich beiläufig halten kann. Zuerst muß ein Monatsvoranschlag gemacht werden. Bei einem festen Einkommen ist das keine Schwierigkeit. Bei wechselndem Einkommen müssen wir ein Durchschnittseinkommen errechnen und zugrunde legen.

Für die Gruppen **Erholung, Bekleidung, Bildung**, werden bei einem niedrigen Monatseinkommen prozentual niedrigere Beträge, für die Gruppe **Ernährung** aber höhere Prozentbeträge angesetzt werden müssen, als bei einem hohen Einkommen.

Ein Ehepaar mit zwei Kindern teilte sein bescheidenes Einkommen von netto DM 260.— beispielsweise so auf:

- DM 143.— (55%) Ernährung
- DM 39.— (15%) Miete
- DM 10.40 (4%) Feuerung, Licht,
Wasser
- DM 7.80 (3%) Beitragsleistungen
- DM 26.— (10%) Bekleidung
- DM 7.80 (3%) Körperpflege, Friseur
- DM 7.80 (3%) Bildung, Erholung
- DM 5.20 (2%) Kleine Nebenausgab.
- DM 7.80 (3%) Ersparnisse,
Notgroschen
- DM 5.20 (2%) Für Wintervorrat

Man sieht, daß trotz der äußersten Knappheit des Einkommens ein kleiner Betrag für Bildung und Erholung vorgesehen wurde. Das ist sehr richtig. Der arbeitende Mensch muß, wenn er seine Kraft erhalten will, für kleine angenehme Unterbrechungen seines Alltags sorgen.

Ebenso wichtig ist es, sich an jedem Monatsersten wenigstens einen kleinen Notgroschen zur Seite zu legen. Man schafft sich zu diesem Zweck ein eigenes kleines Sparkonto an, auf das man in Bedarfsfällen stets zurückgreifen kann.

Ein mittleres Monatseinkommen von netto DM 450.— wurde so aufgeteilt:

- DM 171.— (38%) Ernährung
- DM 90.— (20%) Miete
- DM 27.— (6%) Feuerung, Licht,
Wasser
- DM 18.— (4%) Beitragsleistungen
- DM 54.— (12%) Bekleidung
- DM 22.50 (5%) Körperpflege, Friseur
- DM 22.50 (5%) Bildung, Erholung
- DM 13.50 (3%) Kleine Nebenausgab.
- DM 13.50 (3%) Für Wintervorrat
- DM 18.— (4%) Ersparnisse,
Notgroschen

Bei diesen Beispielen verwaltete die Hausfrau das gesamte Geld nach einem Plan, den sie gemeinsam mit ihrem Mann aufgestellt hatte. Es gibt da die verschiedensten Regelungen. In manchen Haushaltungen werden größere Ausgaben wie Miete, Anschaffungen, Versicherungen usw. vom Mann bestritten, während sich das Wirtschaftsgeld der Frau auf reine Haushaltsausgaben beschränkt. Meistens behalten sich Mann und Frau ein Taschengeld für persönliche Bedürfnisse. M. S.



Foto: Oscar Poss

WENDELIN UBERZWERCH

DAS LOCKENDE ZIEL

Brigitte, achtzehn Jahre alt,
Bekam zweihundert Mark Gehalt;
Sie tippete fleißig im Büro
Der Eisenhandlung Schmidt u. Co.

Den ganzen Tag ging es klipp-klapp —
Doch immer war das Geld ihr knapp!
Nett kleiden möcht' man sich doch gern,
Sonst wirkt man gar nicht auf die Herrn!

Braucht Schuhe, Strumpf und Zubehör,
Und teuer ist auch der Frisör;
Hier lockt ein Blüschchen, dort ein Pull —
Am Monatsschluß heißt's Null von Null!

Ach ja: Brigitte ist bedrückt,
Daß keine Geld-Rücklage glückt;
Sie möcht' doch nächstes Jahr gern mal
Auf Urlaub gehn ins Walsertal!

Sprach Freundin Ella schwesterlich:
„Brigitte, mach's doch so wie ich;
An jedem Ersten bin ich stark
Und bring' zur Sparkass' fünfzehn Mark!“

Brigitte tat, wie Ella sprach —
Der Lohn folgt' auf dem Fuße nach;
Mit dem gesparten Geld sie fuhr
Ins schöne Walsertal zur Kur!

Erlebte auch in dieser Zeit
Den Segen kluger Sparsamkeit:
Auf einer Tour zur Breitachklamm
Bekam sie einen Bräutigam!



Rechenkünstler

Man kennt eine Menge Beispiele von hervorragenden Gedächtnisleistungen, die geschichtlich überliefert sind. Seneca hat nicht weniger als 2000 Verse nach einmaligem Vorsprechen fehlerlos wiederholen können. Vom Kaiser Hadrian und von Scipio Africanus wird berichtet, sie hätten alle Soldaten ihrer zahlreichen Armee beim Namen gekannt. Von der Verwendung eines phänomenalen Gedächtnisses bei der Lösung schwieriger Rechenoperationen hörte man dann wieder im 18. Jahrhundert. Da lebte 1751 zu Elmtun bei Chesterfield ein einfacher Mann, namens Jedediah Buxton, der sein ausgezeichnetes Gedächtnis besonders auf allerrhand kopfrechnerische Leistungen trainiert hatte. Gefragt, wie groß die Quadratfläche eines Feldes von 423 Ellen Länge und 383 Ellen Breite sei, erwiderte er in 2 Minuten: 162 009 Ellen. Auf die weitere Frage, wieviel Morgen besagtes Feld groß wäre, sagte er nach 11 Minuten: 33 Morgen, 1 Vorling, 35 Ruten und 20¼ Ellen. Es stimmte haargenau.

Gleiche Fähigkeiten besaß ein 70-jähriger Neger, der 1789 in Virginia lebte. Er war natürlich in seiner Gegend dafür bekannt, und jeder durchreisende Fremde stellte den alten Thomas Fuller auf die Probe. Die Frage, wieviele Sekunden 1½ Jahre enthielten, beantwortete er in etwa 2 Minuten: 47 304 000. Auf die Frage, wieviele Sekunden jemand gelebt habe, der 70 Jahre, 17 Tage und 12 Stunden alt geworden sei, gab er nach 1½ Minuten die Antwort: 2 210 500 800. Einer der Anwesenden, der zur Kontrolle auf dem

Papier mitrechnete, meinte, die Summe sei nicht ganz so groß, worauf Fuller sagte: „Ich wette, Sie haben die Schaltjahre vergessen“ — was sich dann als richtig herausstellte.

Zu neuerer Zeit setzte insbesondere der im Jahre 1929 verstorbene Dr. Gottfried Ruckle durch seine Vollenendung als Rechenkünstler in Erstaunen. Seine ungewöhnliche Begabung zeigte sich schon als Kind, und der Kutscher-ohn erhielt auf dem Frankfurter Gymnasium eine Freistelle. Bereits mit 21 Jahren machte Ruckle in Gießen seinen mathematischen Doktor. Gelegenheit eines Pariser Kongresses zeigte sich Dr. Ruckle allen dort anwesenden Zahlen- und Rechenkünstlern weit überlegen. Auch bei einem Berliner Wettbewerb mit elektrisch betriebenen Rechenmaschinen blieb Dr. Ruckle überlegener Sieger. Multiplikationen und Divisionen vielstelliger Zahlen, Potenzierungen dritten und vierten Grades, Wurzelziehungen usw. löste er im Kopf schneller als die von geschulten Mathematikern bedienten Maschinen.

Eine Reihe von 504 ausgelosten Ziffern, die ihm vorgesprochen wurden, vermochte er innerhalb 34 Minuten und 39 Sekunden auswendig zu lernen und fehlerlos zu wiederholen. Dabei war Dr. Ruckle keine einseitige Begabung. Sein Gedächtnis ließ ihn auch auf anderen Gebieten nicht im Stich. In dieser Hinsicht ist ihm der dreifache Dr. Fred Brauns aus Bückeburg nicht unähnlich. Auch er hat schon als Kind seine Lehrer verblüfft. Als praktischer Arzt in Leipzig tätig, zeigte er seine Fähigkeiten als Rechen- und Gedächtniskünstler zunächst nur im Freundeskreise.

Eine besonders eindrucksvolle Vorführung hat Dr. Brauns noch 1931 vor der Kant-Gesellschaft in München gezeigt, wobei ihm hart zugesetzt wurde. Er schrieb z. B. 8 beliebig gewählte zweistellige Zahlen untereinander an die Tafel und erhob diese unmittelbar in die zehnte Potenz. Zugleich ließ er sich aus dem Kreise der Zuhörer Tages- und Jahresdaten zurufen, und vermochte, ohne sich in seinem Kopfrechnen stören zu lassen, sofort den jeweiligen Wochentag zu nennen.

Und schließlich sei noch erwähnt, daß Dr. Brauns auch über ein gedächtnismäßiges Wissen von rund 200 000 Daten aus der Weltgeschichte verfügte, und auch hier kaum auf eine Frage die Antwort schuldig blieb. Aber auch dies war kein totes Wissen: Dr. Brauns vermochte vielmehr auch die betreffenden geschichtlichen Zusammenhänge hervorragend zu entwickeln. Seine Vorträge hielt er übrigens in 15 verschiedenen Sprachen. Pdwtt.



Etwas auf dem Kerbholz haben ...

Wir wenden diese Redensart an, wenn jemand in der Schuld eines anderen steht. Aber wissen wir noch, woher sie kommt? Im Mittelalter bediente man sich als Form primitiver Rechnungsführung des „Kerbholzes“, das war ein Stab aus Holz von etwa 1 Fuß Länge, der in der Mitte in zwei Teile gespalten wurde, die genau auf einander paßten. Die eine Hälfte behielt der Arbeitgeber, die andere der Tagelöhner. An jedem Abend wurden die beiden Hölzer schließend aufeinander gelegt und eine Kerbe gemacht. Am Wochenende beim Lohnzahlen konnte es keine Unstimmigkeiten geben, wenn die Kerben klar einander deckten. Noch heute nennt man im Berner Oberland auf Borg kaufen „Uf e Chnebel nöh“, das heißt: „Auf einen Knebel nehmen.“

„Jede Minute kostbar!“ von Jo Hanns Rösler

Ich war zu Gast im fremden Wagen. Mein Nachbar hatte mich über Land mitgenommen. Er saß mit Frau und Kind im Wagen und hatte es überaus eilig. Wir näherten uns einer kurzen, kurvenreichen Strecke. Ein Warnschild nach dem andern. Höchstgeschwindigkeit 30 Kilometer stand auf einem. Mein Nachbar nahm den Fuß nicht vom Gashebel.

„80...“ lese ich erschrocken auf dem Tachometer, „...90...100...“

„Weniger Gas!“ flehe ich.

„Haben Sie Angst?“

„Die Kurven!“

Mein Nachbar lacht:

„Ich habe es eilig. Es kommt mir auf jede Minute an.“

Das ist ein Argument. Ich sage nichts

mehr und mache die Augen zu.

Es ist noch einmal alles gut gegangen. Als wir weiterrollen, frage ich wie nebenbei:

„Wie alt sind Sie?“

„Dreißig“ sagt mein Nachbar.

„Da haben Sie das Leben noch vor sich! Noch mindestens 20 Millionen Minuten!“

„Ich rechne fest damit“, sagt er.

„Wie alt ist Ihre Frau?“

„Zweiundzwanzig.“

„So herrlich jung! Da hat sie voraussichtlich noch 25 Millionen Minuten zu leben. Und wie alt ist Ihr Kind?“

„Der Fratz? Vier Jahre“, sagt er und lacht dem Kind glücklich zu.

„Vier Jahre! 35 Millionen Minuten liegen noch vor ihm!“

Die Großtafel des Düsenjägers

Wer in einem Boot sitzt und das Ruder bewegt, fährt — in der entgegengesetzten Richtung. Das weiß heute jeder. Und das wußte auch schon Sir Isaac Newton im Jahre 1688, als er eines seiner bedeutendsten physikalischen Gesetze formulierte. Es hieß: „Jede Aktion löst eine gleich starke und entgegengesetzte Reaktion aus.“ Das klingt ziemlich schwierig.

Das klang auch damals schwierig. Deshalb baute Sir Newton eine Maschine, die seinen Lehrsatz darlegen sollte. Es war ein Wagen mit vier eisernen Rädern, auf dem über einem Koksfeuer ein eiserner Kessel mit Wasser stand. Kochte das Wasser, so trieb ein nach hinten entweichender Dampfstrahl das Fahrzeug nach vorn. Und damit hatte Newton schon im Jahre 1688 den sogenannten „Rückstoß-Motor“ erfunden, den geistigen Urahnen unserer Düsenjäger.

Genau wie Newtons eisernes Wägelchen, so wird auch der Düsenjäger durch Gase vorangetrieben, die sich plötzlich ausgedehnt haben und dadurch Druck erzeugten. Die Hauptbestandteile eines Düsenantriebs sind eigentlich weniger kompliziert, als man sich meistens vorstellt: eine metallene Röhre, die sich am Ende verengt, jedoch an beiden Enden offen ist, beherbergt einen Kompressor, der wie ein Ventilator arbeitet und die Außenluft vorn ansaugt. Der erzeugte Luftstrom im Innern der Röhre ist so schnell, daß die Luft sich im Durchströmen sofort mit dem zu Gasen zerstäubten Brennstoff mischt, der hinter dem Kompressor aus feinen Düsen in den Luftstrom ausgesprüht wird. Die Luft ist nun zu einem brennbaren Gasgemisch gewor-

„Das möchte auch sein“, sagt er und sieht mich mit dummem Gesicht an, „warum erzählen Sie mir eigentlich das alles?“

Ich sage:

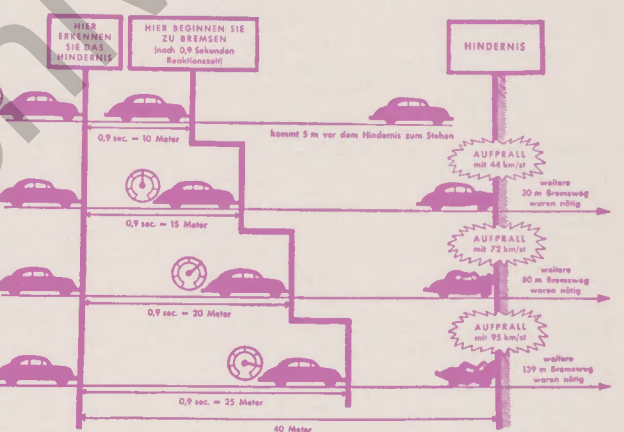
„Weil ich nicht verstehen kann, daß

ein vernünftiger Mensch durch zu schnelles, leichtsinniges Fahren zusammengerechnete 80 Millionen kostbare Minuten riskiert, um eine einzige Minute zu gewinnen...“

Schrecksekunde und Bremsweg

Die Wucht eines Aufpralls hängt von drei Faktoren ab: Geschwindigkeit, Schrecksekunde und Bremsweg. Das geht aus nebenstehender Abbildung hervor, die vier verschiedene Geschwindigkeiten, die Erkennung der Gefahr, die Strecke der Schrecksekunde (die oft länger ist als 0,9 Sek.) den Bremsweg (bei einem Wagen mit guten Bremsen) und die Wucht des Aufpralls nach 40 m zeigt.

Man sieht, daß bei 80 km/h die Schrecksekunde schon die Hälfte des verfügbaren Weges „geschluckt“ hat und der Wagen mit 72 km/h aufprallt, was einem Sturz aus 20 m Höhe entspricht. Bei einer Geschwindigkeit von 100 km/h prallt das Fahrzeug mit 95 km/h auf, was einem Fall aus 35 m Höhe gleichkommt.

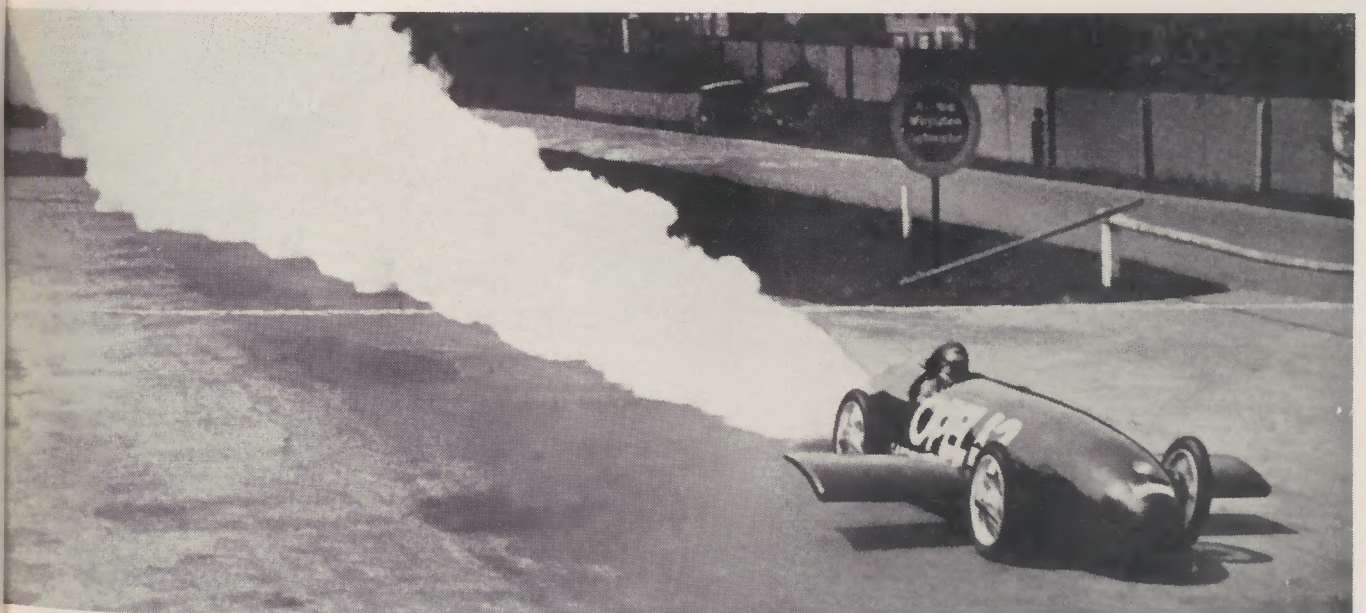


Außenluft stoßen und sich gewissermaßen „abstoßen“. Aber wenn das der Fall wäre, müßte ein Düsenjäger umso schlechter fliegen, je höher er fliegt. Doch gerade in der dünneren Luft fliegen Düsenjäger am schnellsten. Sie werden allein durch die von Newton schon erwähnte „Reaktion“ auf die „Aktion“ angetrieben. Die Wucht, mit der die Explosionsgase nach hinten ausströmen, ist so stark, daß die Wucht der Reaktion ganz allein den Stahlkoloss durch die Luft treibt.

Noch schneller fliegt eine andere Düsenjäger-Konstruktion, deren Prinzip noch einfacher ist: ein Rohr, durch das die Luft von allein durch die Fluggeschwindigkeit einströmt. Ungefähr in der

Mitte des Rohres findet die Explosion statt, hinten entweichen die Gase. Aber Düsenjäger dieser Konstruktion brauchen eine besondere Antriebskraft, die sie auf die notwendige Geschwindigkeit bringt, damit genügend Luft in genügend großer Geschwindigkeit in die Explosionskammern einströmt.

Am schnellsten aber sind die bemannten und unbemannten Flugzeuge und Waffen, die allgemein als „Raketen“ bezeichnet werden. In besonderen Behältern führen sie komprimierten Treibstoff und komprimierten Sauerstoff mit sich. Bei dieser Rakete liegen die Hoffnungen der Forscher, daß uns eines Tages der Flug in den Weltraum gelingen wird. Bernhard Bahr (Skn)



Am 23. Mai 1928 erreichte Fritz von Opel mit einem Raketenauto auf der Avus in Berlin eine Stundengeschwindigkeit von 200 km. Die Idee des Raketenantriebs stammte von Max Valier. Der Wagen wurde nach seinen Plänen von Ingenieur Sander und den Opel-Werken konstruiert. Foto: Archiv Adam Opel AG

WIR BEGRÜßEN NEUE KOLLEGEN

Werk Oberbilk

Baubetrieb I

Benna, Heinz
Buchwald, Hans
Borchert, Hans
Ahlenkamp, K.-H.
Ciecior, Dieter
Eberle, Richard
Engel, Günter
Enke, Horst
Grützner, Georg
Günther, Franz
Hebben, Johann
Hahn, Karl-Heinz
Hermes, Günter
Herold, Willi
Henn, Hans
Heimann, Heinrich
Hoffmann, Klaus
Heinz, Wolfgang
Kornweibel, Franz
Knakowski, Gerhard
Konhäuser, Hans
Kämmerer, Adolf
Krause, Franz
Lambertz, Paul
Lust, Christian
Lorych, Hans
Lehmanns, Anton
Leschke, Heinz
Locher, Adolf
Lierenfeld, Johann
Ludolf, Fritz
Müller, Kurt
Möllmann, Rudolf

Möller, Klaus
Müller, Fritz
Nieborowsky, Horst
Nauen, Karl-Heinz
Nommensen, Nir
Neumann, Reinhard
Pingel, Georg
Prah, Franz
Pfeffer, Willi
Pranschke, Helmut
Ribbeck, Gerhard
Rose, Günter
Rose, Dieter 2
Spanke, Franz-Josef
Schön, Edwin
Viehoff, Heinrich
Winkler, Harry
Zielaczkwicz, Kurt
Zimmermann, Manfred

Sonstige Betriebe

Abmann, Hermann
Bock, Johann
Franzen, Friedr.
Juditzki, Bruno
Hartmann, Aloys
Mannertz, Rolf
Meskes, Hubert
Millahn, Wolfgang
Nötzel, Erwin
Ranff, Karl-Josef
Rux, Günter
Sahm, Alfred
Salami, Mario
Seifert, Bruno
Schenke, Albert
Schmidt, Brunhilde

Werk Reisholz

Rohr-Warmzieherei

Bendisch, Fritz
Busch, Josef
Gregorius, Hans-L.
Bocklage, Heinrich
Heinig, Gerhard
Ludwig, Manfred
Meier, Gerald
Nagel, Ulrich
Sadowski, Adolf
Tesch, Rolf

Rohr-Kaltzieherei

Bader, Arthur
Bahnes, Ernst
Bezick, Manfred
Ecker, Ulrich
Fuchs, Anton
Fuchs, Johann
Grabowsky, Peter
Iwoleit, Willi
Jürgensen, H.-W.
Kleinfeld, Max
Klings, Hans-Josef
Madus, Albert
Meletzki, Josef
Müller, Theodor
Narr, Robert
Narwitzki, K.-H.
Nowara, Horst
Pieper, Otto
Pogorzalek, Horst
Reese, Wilhelm
Steg, Siegfried

Schur, Leo
Wedhorn, Günter
Wellms, Horst
Zimmermann, Heinz

Rohr-Kardan-Betrieb

Daub, Detlef
Franetzki, Walter
Hermann, Fritz
Köhler, Heinz
Nowara, Helmut
Pesch, Hermann
Scheen, Karl-Heinz

Magazin

Dohmen, Gerhard
Gierlichs, Willi
Kalkar, Manfred
Laubert, Heinz
Rüdiger, Siegfried

Elektro-Stahlwerk

Emonts, Dieter
Froese, Paul
Hoffmann, Fritz
Knappe, Rudolf

Angestellte

Haschenburger
Dipl.-Ing., Ico
Brücken, Herbert
Löffelsend, Karl-Horst
Berger, Walter

Heups, Friedhelm
Pfaff, Helmut
Lennartz, Karoline
Jaster, Ingeborg
Cremerius, Karl
Dietze, Alfred
Norf, Anneliese

Mölders, Paul
Späder, Hermann
Schättel, Bruno
Wende, Herbert
Will, Reinhard

Sonstige Betriebe

Behner, Alex
Czypoll, Wilhelm
Grau, Zeslaw
Klößner, Heinrich
Kopleck, Rudi-Günt.
Kunzelmann, Jakob
Lorenz, Johann
Müller, Hans
Peters, Peter
Riesen, Wilhelm
Roth, Werner
Servaes, Horst
Sieger, Wilhelm
Suppan, Horst
Schneidereit, Günter
Schumann, Hubert-Jost
Schwertfeger, Herbert
Steins, Robert

Werksassistent

Laboratorium
Konstr.-Büro, Betriebserh.
Betr.-Kalkul. Mech.
Werkst. Oberb.
Lohnbuchh. Reish.
Konstr.-Büro Neubau
Werkskasino
Techn. Büro Oberbilk
Arbeitsschutzwerkstatt
Werkschutz
Verkauf Presserei

Durch den Tod gingen von uns

Gustav von der Linden

Pensionär
früher in der Gasschweißerei tätig
am 19. 9. 57 Werk Reisholz

Gerda Kankelfitz

Angestellte
in der Versuchsanstalt Oberbilk
am 23. 9. 57 Werk Oberbilk

Ernst Schmalde

Pensionär
früher in der Schlosserwerkstatt tätig
am 10. 10. 57 Werk Oberbilk

Johann Meurer

Pensionär
früher Schlosser in RWT
am 13. 10. 57 Werk Reisholz

Johann Krein

Pensionär
früher im Baubetrieb tätig
am 15. 10. 57 Werk Reisholz

Anton Hink

Meister
in der Elektrischen Werkstatt
am 16. 10. 57 Werk Oberbilk

Bruno Ruttkowski

aus der Mechan. Werkstatt
am 18. 10. 57 Werk Reisholz

Michael Necking

Pensionär
früher Kolonnenführer im Platzbetrieb
am 7. 11. 57 Werk Reisholz

Berichtigung: Der Kollege **Johann van Look**, von dessen Tod wir in der letzten Ausgabe der Werkmitteilungen Kenntnis geben mußten, ist als **Vorarbeiter** im Rohrwerk tätig gewesen.

Wichtiges mit wenig Worten

Der gemeinsame Markt...

ist das Ziel der Verträge über die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, die nach Billigung durch die Parlamente der beteiligten Länder Belgien, der Bundesrepublik, Frankreich, Italien, Luxemburg und den Niederlanden am 1. Januar 1958 in Kraft treten werden. Angestrebt wird, die Produktionsbedingungen zu verbessern und den Lebensstandard beschleunigt zu heben. Die genannten Länder bilden eine Zollunion, die in drei Etappen im Laufe von 12, spätestens 15 Jahren, verwirklicht wird. Sie werden in dieser Zeit für den Warenaustausch untereinander die Zölle abschaffen und gegenüber am Vertrag nicht beteiligten Ländern einen gemeinsamen Zolltarif aufstellen. In gleicher Weise wird die Freizügigkeit der Arbeitskräfte, der Dienstleistungen in Handel und freien Berufen, sowie des Kapitals hergestellt. Die Länder betreiben eine gemeinsame Agrar- und Verkehrspolitik; sie sind verpflichtet, ihre Wirtschafts- und Währungspolitik den Erfordernissen des Gemeinsamen Marktes entsprechend anzugleichen. Zur Vermeidung wirtschaftlicher Härten sind Ausnahmen möglich. Wenn durch die Entwicklung des Gemeinsamen Marktes bestimmte Gebiete, Wirtschaftszweige oder soziale Gruppen einzelner Länder in Not geraten, kann die Gemeinschaft Hilfe gewähren. Der Gemeinschaft werden die überseeischen Gebiete angeschlossen, die mit Belgien, Frankreich, Italien und den Niederlanden in bestimmten Beziehungen stehen. In fünf Jahren sollen diesen Gebieten gegenüber die Zölle gesenkt werden. Außerdem werden sich die Länder des Gemeinsamen Marktes an der Erschließung dieser Gebiete und der Hebung des Lebensstandards der Bevölkerung beteiligen. Zu diesem Zweck zahlen sie in eine Kasse nach festgesetztem Schlüssel 581,25 Millionen Dollar.

Die Organe der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft sind eine parlamentarische Versammlung, ein Ministerrat, eine Europäische Kommission und ein Gerichtshof.

Neues vom



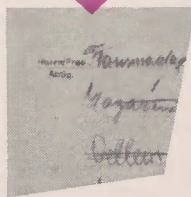
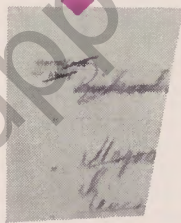
Prämierte Verbesserungsvorschläge

- „Rollengang für Riller II mit Fußhebel“ Reisholz Buchprämie
„Änderung der Lagerung der Einführtrichter im Reduzierwalzwerk II“ Reisholz DM 30.—
„Sandausbläser“ Reisholz DM 25.—
„Anbringung einer Vorrichtung gegen Unfälle am Ablauftisch des Gas-Roll-ofens RK I“ Reisholz DM 50.—
„Verbesserung im Einsatz der Elektrowagen“ Reisholz Buchprämie

Ein bißchen Büropraxis:

Der Umschlag für die Hauspost — dieses Mal deutlicher

Nicht so sondern so



Neue Betriebsratsmitglieder

Für die ausgeschiedenen Betriebsangehörigen Walter Stöckerhoff und Ludwig Weingarten, die zugleich Mitglieder der Betriebsvertretung waren, sind **Hans Ellersiek**, Abteilung R. A. I und **Hans Pullem**, Abteilung E.-Schweißerei in den Betriebsrat eingetreten.

Aus der Personalabteilung

Ernannt wurden

mit Wirkung vom 1. 10. 1957

Ing. **Horst Pusch** zum Betriebsassistenten der Mechanischen Werkstatt Reisholz,

Hans Paschmanns zum Betriebsassistenten im Stahlwerk,

Otto Wannhof zum Obergärtner,

mit Wirkung vom 1. 11. 1957

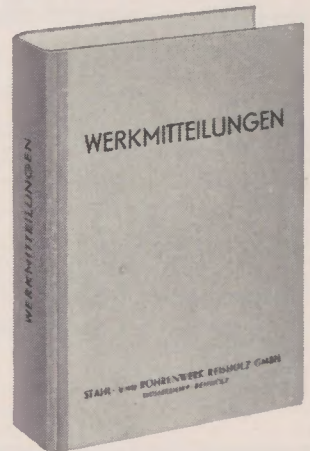
Ing. **August Lindenkohl** zum Betriebsleiter der Schweißerei,

Hubert Salmann zum Meister in der Abnahme Oberbilk;

zum gleichen Zeitpunkt ist

Dipl.-Ing. **Wilhelm Klapheck** als Mitarbeiter in die Abteilung Neubau/Planung übergewechselt.

Für Vati eine Sammelmappe



faßt 3 Jahrgänge der Werkmitteilungen erhältlich

in der Sozialabteilung, Kostenpunkt dem Kinderportmonnaie angemessen: DM 2.—.

Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH, Düsseldorf-Reisholz
Verantwortlich: Direktor August Best
Erscheinungsweise: in zwangloser Folge
Druck: Aussaat-Verlag GmbH, Wuppertal
Gestaltung: Karl Busch, Wuppertal
Vertrieb: Postversand im Verlagsstückverfahren

Die WERKMITTEILUNGEN dienen der fachlichen Unterrichtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und werden kostenlos abgegeben.

Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung.

Bildnachweis: Alle Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen.

SPUTNIK

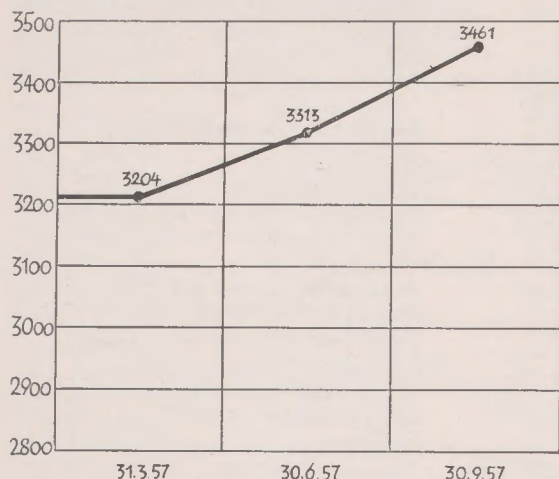
Ich habe es zur Kenntnis genommen,
Wir sind mit Sputnik auf den Hund gekommen,
Wir sind gedanklich im Weltraum geblieben,
Haben dabei vergessen, einander zu lieben.
Ich weiß nicht, ob Weltraum die Liebe ersetzt,
Ich weiß nur: wir haben uns selber zerfetzt
In Atom und Glaube an Wirtschaftswunder.
Wir wären alle stärker und viel gesunder
Wenn wir nicht auf den Hund gekommen wären;
Wir nennen uns christlich. Laßt uns die Liebe lehren.

Hans Kosel, Verkauf Registratur

Zahl der Beschäftigten unseres Werkes

10 wichtige Tips

Lohnempfänger einschließlich gewerbliche Lehrlinge

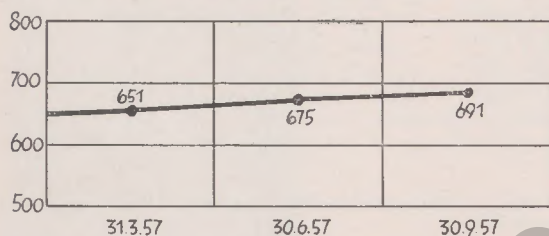


Zugang vom 1. 7. bis 30. 9. 1957 = 343 Arbeiter

Abgang vom 1. 7. bis 30. 9. 1957 = 195 Arbeiter

effektiver Zugang 148 Arbeiter

Angestellte einschließlich kaufmännische Lehrlinge

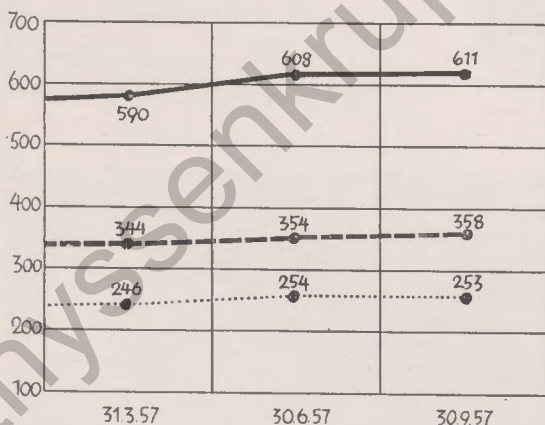


Zugang vom 1. 7. bis 30. 9. 1957 = 30 Angestellte

Abgang von 1. 7. bis 30. 9. 1957 = 14 Angestellte

effektiver Zugang 16 Angestellte

Pensionäre und Pensionärswitwen



gesamt: —————

Pensionäre: - - - - -

Pensionärswitwen:

Zugang vom 1. 7. bis 30. 9. 1957 12

(9 Pensionäre

3 Pens.-Ww.)

Abgang vom 1. 7. bis 30. 9. 1957 9

(5 Pensionäre

4 Pens.-Ww.)

für alle unter uns, die im nächsten Jahr etwas erreichen wollen

Halte Dich niemals an klare Anweisungen und Betriebsvorschriften. Du weißt es besser, weil es doch „schon immer so gemacht“ worden ist. Machst Du einen Fehler, so schiebe die Schuld Deinem Nebemann oder Vorgesetzten zu: sonst könnte man denken, Du legtest auf vertrauensvolle Zusammenarbeit Wert.

Laß Deine Arbeitskollegen niemals an einer Anerkennung teilnehmen. Reiß Dir alle Erfolge allein unter den Nagel. Starke Männer haben es nicht nötig, bescheiden zu sein.

Sage Deinem Vorgesetzten niemals unter vier Augen, wenn er sich — Deiner Ansicht nach — geirrt hat. Achte vielmehr sehr darauf, daß möglichst viele zuhören, damit bald alle wissen, was Du für ein Prachtkerl bist.

Tue stets so, als wenn Du mit Arbeit völlig überlastet seiest, damit keiner auf den Gedanken kommt, von Dir eine Gefälligkeit zu erwarten. Laß einen jüngeren Kollegen niemals an Deine Arbeit heran: sonst wird er am Ende noch für genauso tüchtig gehalten, wie Du Dir selbst vorkommst.

Sei niemals freundlich zu Kollegen oder Vorgesetzten, sonst denken sie schließlich noch, Du wärest „weich“ oder, „ein guter Kerl“. Verhalte Dich im Betrieb wie Tarzan im Urwald: Betrachte jedes andere Lebewesen als Deinen Feind oder als Deine Beute.

Laß alle Mißstände in Deinem Arbeitsbereich möglichst lange bestehen und wachsen: sie werden dann zur unentbehrlichen Betriebsgewöhnheit. Betrachte Kollegen, die Verbesserungsvorschläge machen, grundsätzlich als üble Streber und Besserwisser. Wenn Dein Vorgesetzter nicht merkt, was Du „schon längst gewußt hast“ ist er selbst schuld.

Wenn Du nicht verstehst oder für richtig hältst, was ein anderer Dir klarmachen will, schieße ihn nach seinem ersten Satz prinzipiell ab mit dem vernichtenden Ausruf: „Kalter Kaffee!“ Sonst schenkt er Dir womöglich noch sein Vertrauen. Wenn ein Vorgesetzter Dir etwas erklärt, stelle Deine Ohren auf „Durchzug“. Wer nämlich nicht zuhört, hat immer recht.

Betrachte es als eine Zumutung, wenn ein Vorgesetzter oder Kollege mit Dir neue Ideen für die betriebliche Produktion besprechen will. Laß ihn Dein Mißfallen deutlich fühlen und beschwere Dich später, weil man Dich übergangen hat. Verschweige ihm großzügig die Erfahrungen, die Deine Firma Dich auf Deinem Arbeitsplatz machen ließ, vor allem, wenn seine Idee undurchführbar ist. Warum soll er sich nicht die Hörner ablaufen? Der Betrieb leidet ja nicht darunter, und wenn, dann „trifft es keinen Armen“!

Komme nur nicht auf den Gedanken, über Deinen engsten Arbeitsbereich hinauszuschauen, und lehne jede Möglichkeit ab, Dich auf anderen Arbeitsplätzen zu bewähren. Betrachte Deine Vorgesetzten grundsätzlich als Antreiber und ihre größere Verantwortung als „Angabe“.

Sage Deinen Vorgesetzten bei jeder Gelegenheit, daß Du Dich über sie beschweren willst oder daß bald „Maßnahmen“ gegen sie ergriffen würden. Sie haben dann die nötige Ruhe, sich um die Erhaltung und nötige Sicherheit Deines Arbeitsplatzes zu kümmern. Der sicherste Weg, die Vertrauensgrundlage der Betriebsgemeinschaft zu festigen, ist der, viel Unruhe in den Betrieb hineinzutragen. Herhören! Sorge dafür, daß diese Tips schnell verbreitet und genau befolgt werden, sonst könnte die Zusammenarbeit in unserem Betrieb besser werden — und Du könntest dann nicht erreichen, was Du willst!

Nach Forrest Kirkpatrick von Dr. Rolf Jeben

Unsere WERKMITTEILUNGEN brachten 1957:

Werk und Werkgeschichte	
Heiße Eisen auf der Bundesbahn / Ernst Römer	Seite 2
Warum wir werben / Medebach	6
Benrath wächst / A. Mr.	19
Zahl der Beschäftigten unseres Werkes	26
Zahl der Beschäftigten unseres Werkes	82
Zahl der Beschäftigten unseres Werkes	138
In eigener Sache / Mch.	86
Jubilarsfest 1957	128
Ein Blick auf den anderen Arbeitsplatz	
Das Blockwalzwerk / Dr. Walter Boettcher	31
Das Kernproblem des Rohrmachens ... / Dr. Walter Boettcher	59
Wie wir werben / Medebach	66
Aus Industrie und Wirtschaft	
Vom Atom zu Euratom	44
Gertrude, Franca und Annette / W. R. Schloesser	78
Jubilar Welpostverein	79
Europäisches Familien-Treffen in Luxemburg / W. R. Schloesser	90
Das Wunder vom Kirunavaara / Kurt Winkler	122
Löhne, Gehälter, Arbeitsplatzbewertung, Steuern, Sozial- u. a. Versicherungen	
45 Stunden Arbeitszeit, Arbeitszeit und Lohnabkommen für Nordrhein-Westfalen / Scho.	5
Veränderungen durch die Rentenreform / Heinrich Fach	10
Monatliche Lohnzahlung / Greulich	94
Lohnsteuer änderte sich / Dr. Bungarten	97
Rationalisierung, Verbesserungsvorschläge	
Machen wir's doch besser	8
Späte Einsicht — Verbesserungsvorschläge steuerfrei	54
„Automatisierung“. Was sagt die Öffentlichkeit dazu?	77
Berufsethische und betriebspsychol. Betrachtungen	
Chinesische Lebensweisheiten und die Betriebs-gemeinschaft / Josef Uhlenbrock	30
Ehrfurcht vor der Arbeit / Friedr. W. Haack	34
Berufswahl und Berufsschicksal / Christian Hansen	64
Vorladung zum Vertrauensarzt	68
„Automation“. Was sagt die Öffentlichkeit dazu?	77
Das Betriebsklima / Hans Kosel	103
10 wichtige Tips	138
Gesundheits- und Unfallschutz	
Über den Lärm sagten ...	12
Der Parasit / Wedding	16
Frau Paffmann macht in Wirtschaftskunde	20
Frau Paffmann macht in Wirtschaftskunde	53
Vorladung zum Vertrauensarzt	68
Die Batterie muß aufgeladen werden / H. S. H.	70
Im Fahrtwind lauert die Gefahr	70
Frau Paffmann macht in Wirtschaftskunde	80
Kollegen — Kameraden	83
Eine Tablette, bitte! / Dr. R.	126
Urlaub und Freizeit	
Erholungswerk 1957	14
Mit meinen Kindern unterwegs / H. von Auw	51
Ich habe kein Auto	70
Die Arbeitszeitverkürzung / Kurt Urban	92
DJH — 7 Millionen Übernachtungen	110
Reiseberichte	
Mit BEA zu Pat / Ursula Peters	72
Italien einmal anders	108
Allgemeine und fachliche Fortbildung	
Ein Kapitel „rechtschreibung“ / Pdwtt	80
In eigener Sache / Mch.	86
Wirtschaftsgestaltung und wirtschaftliches Eigentum / Hellmuth Frowein	86
Die Arbeitszeitverkürzung / Kurt Urban	92
Zum 10. Todestag von Max Planck / Dr. U. B.	93

Sprich, daß ich dich sehe / Rose Krey	101
„... den Stock mit silbernem Griff im rechten Auge ...“ / G. F. Bewersdorff	102
Vom Holzschleibenwagen zum Automobil / G. F. Bewersdorff	106
Sprachliche Widersprüche / G. F. Bewersdorff	121
Im Kampf um gutes Deutsch / Klaus Rockenbach	122
Die Großeltern des Düsenjägers / Bernh. Bahr	135
Technische Entwicklung zwingt wieder auf die Schulbank / Kurt Urban	139
Jugend und Nachwuchs	
Zu Besuch bei der HOAG / Jürgen Daum u. Ernst Weiß	40
An die Schwachen	50
Lossprechung 1957	62
Lossprechung — wovon und wozu? / Gerd Hagedorn	63
Das Taschengeld und die Paragraphen / Wolf-Dieter Schmitt	81
DJH — 7 Millionen Übernachtungen	110
Reich der Frau	
Frau Paffmann macht in Wirtschaftskunde	20
Frau Paffmann macht in Wirtschaftskunde	53
Frau Paffmann macht in Wirtschaftskunde	80
So denkt der Leser:	
Monatliche Lohnzahlung / Hildegard Suttner	130
Wozu aufschreiben? / M. Seiner	131
Wieviele Wirtschaftsgeld gebührt der Frau / M. S.	132
Mancherlei Besinnliches und Nachdenkliches	
Höflichkeit ist steuerfrei / Thaddäus Troll	2
Mein Leben lang bin ich gewandert ... / Kurt Schindler	16
Technik / Hans Kosel	22
Das rechte Wort am rechten Ort / Wilh. Busch	23
Die Nessel / Ann	25
Die babylonische Sprachverkürzung / V. M.	49
Im Wald / Hans Kosel	52
Sommer / Hans Kosel	70
Europas Grenzen kosten 340 Milliarden Dollar	79
Viel Licht — viel Schatten	100
6. Oktober: Erntedankfest / Jo Hanns Rösler	100
Lukullus pflanzt einen Baum / Heinz Steguweit	110
Das lockende Ziel / Wendelin Überzwerch	132
Jede Minute ist kostbar / Jo Hanns Rösler	134
Sputnik / Hans Kosel	137
Friede auf Erden / C. F. Meyer	140
Kurzgeschichten	
Der harte Winter / Wilh. Busch	23
Till darf nicht sterben / Heinz Steguweit	24
Der Knoten im Taschentuch / Herm. v. d. Weihe	25
Der Schmiß und sein Lehrling / Josef Dederichs	41
Brüssler Trauben / Jo Hanns Rösler	50
Das böse Gewissen / Heinz Steguweit	58
Hilfe! Wir wohnen modern / Inge Karsten	115
Gewerkschaftliches	
Für die Freunde des Theaters	22
Der 1. Mai / Mch.	34
Ruhrfestspiele 1957	79
Verschiedenes	
Schließung der Werkküche und Kantine? / Josef Dederichs	9
Wo den Frühling man gesichtet / Ann	21
Spitzenleistungen / Gerhard Schäke	24
Europa doch fortschrittlicher?	25
Geheimnisvolles Wirtschaftsleben	28
Kein Jagdrevier	55
Vom Geldausgeben	56
Mit Wasser fährt es nicht / Heinrich Feldbusch	71
Bitte nicht wieder stehlen! / Dederichs	83
120 Millionen Eier	83
Verkaufen — aber wie?	84
Dies ist ein Herbsttag ... / Hebbel	98
Wann soll ich Privatklage erheben? / Friedrich Heyer	102
Mit Wasser fährt es nicht / Heinrich Feldbusch	107
Der Staat will Ihr Geld	116
Christkindchens getreuer Knecht / Emil Weber	118
Deutsche Weihnacht in Ost und West / Sibylle von Cles-Reden	118
Rechenkünstler / Pdwtt.	134

FRIEDE AUF ERDEN

Da die Hirten ihre Herde
ließen und des Engels Worte
trugen durch die niedre Pforte
zu der Mutter und dem Kind,
fuhr das himmlische Gelind
fort im Sternenraum zu singen,
fuhr der Himmel fort zu klingen:
„Friede, Friede auf der Erde!“

Seit die Engel so geraten
o wie viele blutge Taten
hat der Streit auf wildem Pferde,
der geharnischte, vollbracht!
In wie mancher heiligen Nacht
sang der Chor der Geister zingend,
dringlich, flehend, leis verklagend:
„Friede, Friede auf der Erde!“

Doch es ist ein ewiger Glaube,
daß der Schwache nicht zum Raube
jeder frechen Mordgebärde
werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
webt und wirkt in Mord und Grauen,
und ein Reich will sich erbauen,
das den Frieden sucht der Erde.

Conrad Ferdinand Meyer

Wir wünschen allen Werkangehörigen und allen Lesern der Werkmitteilungen
frohe Weihnachtstage und einen guten Übergang ins neue Jahr.

Geschäftsführung

Frut

Uhlenbrock

Juniper

Betriebsrat

Wm. D. D. D.

Marshall